Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin C2, Raupachstraße 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig




Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Erwecker der Vorzeit

(Seite 88)

Hieb und Stich

(Seite 26)

Fundgrube

(Seite 25, 59, 90, 91, 170, 172, 200, 201, 202, 203, 204, 265, 299, 328, 329, 407, 408, 410)

Aus der Landschaft

(Seite 236, 297, 298, 331, 381)

Die Bücherwaage

(Seite 30, 31, 64, 95, 96, 173, 174, 205, 206, 237, 238, 268, 269, 270, 300, 301, 302, 333, 334, 382, 412, 413, 414)

Zeitschriftenschau

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Januar Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Indien und Germanien

Die nachstehenden Ausführungen sind am 24. November 1937 als Vortrag im Reichssender Breslau gehalten worden. Wir teilen sie unseren Lesern als Geleitwort zum neuen Jahrgang mit, da sie uns unmittelbar in den großen Gesichtskreis stellen, der Indo-Germanien als Schauplatz eines heldischen und tragischen Geschehens von unerreichten Ausmaßen umspannt. Die Schriftleitung.

In diesem Jahre, und zwar erst vor wenig Monaten, hat ein Inder mit dem mohammedanisch klingenden Namen H. Manzooruddin Ahmad ein reichbebildertes Buch herausgebracht, das den Titel führt „Geheimnisvolles Indien", und in seinem einleitenden Abschnitt „Warum ich dieses Buch schrieb" mit den Worten einsetzt: „Indien, das Wunderland, das Märchenland, das Land der tausend Geheimnisse, das Land der überraschenden Gegensätze." Diese Einleitung klingt wie ein Vorspiel zu dem, was ich Ihnen, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, heute abend in einer guten Vortragsviertelstunde zu dem gleichen Gegenstande sagen soll. Und doch wäre diese Annahme irrig und träfe weder auf die geistigen Voraussetzungen zu, unter denen Manzooruddin Ahmad sein Indienbuch geschrieben hat, noch auf die, unter denen ich den Gegenstand meines Vortrags sehe und von Ihnen aufgefaßt wissen will. Denn Manzooruddin Ahmad setzt hinter den Haupttitel seines Buches ein gewichtiges, einfach nicht zu übersehendes Fragezeichen, so daß wir lesen müssen „G e h e i m n i s v o l l e s Indien?", setzt unter den Haupttitel einen Nebentitel „Indien von einem Inder gesehen" und beklagt sich mit wenigen, aber treffenden Sätzen über die Vergnügungsreisenden so gut wie über die in Indien beruflich tätigen Europäer, die allesamt zu wenig sehen und erleben, zu schnell verallgemeinern und somit „zu einem falschen Schlusse kommen, mag er günstig oder ungünstig für Indien lauten". Und in den Mittelpunkt seiner Einleitung rückt er darum, sicher mit voller Absicht, die Aussage: „Man kann Indien nur aus Indien heraus verstehen".

Der Satz klingt durchaus nicht so anmaßend, wie vielleicht manche meiner Zuhörer im ersten Augenblick glauben. Denn es ist ebenfalls noch gar nicht so lange her, daß einer der führenden nationalsozialistischen Philosophen in einer prachtvollen Rede über „die Freiheit des Geistes" die Worte niederschrieb: „Die Wirklichkeit ist kein Gegenstand, den man

sich von außen besehen kann" und: „Man kann eine Wirklichkeit nicht erkennen, wenn man ihr nicht selber zugehört, wenn man nicht selber in ihr steht, wenn man sich nicht — kämpfend, erkennend, handelnd — mitten in sie hineinstellt". Sie hören: der deutsche Philosoph verlangt das gleiche, was der Inder für sein Vaterland fordert, für Indien, das selbstverständlich eine solche Wirklichkeit ist. Was alles sich doch beim Betrachten eines einfachen Buchtitels lernen läßt! Wir haben jetzt eben gerade erlebt, daß es unter Umständen sogar erregend sein kann, einem Buch- oder Vortragstitel auf den Grund zu gehen, da wir unvermutet uns vor nicht mehr und nicht weniger als zwei entscheidende Fragen gestellt sehen, einmal: Wie haben wir uns denn bisher das Wunderland Indien gedacht, und zweitens: Können wir denn unter den vorhin knapp dargelegten Voraussetzungen überhaupt und auch weiterhin ein einigermaßen richtiges, der Wirklichkeit also entsprechendes Vorstellungsbild von Indien erwerben und besitzen? Oder müssen wir darauf ein für allemal verzichten, weil uns rassische und raumzeitliche Abstände trennen, die einfach nicht überwunden werden können?

Die Antwort auf die erste Frage lautet ganz kurz und klar: „Unser bisheriges Indienbild war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, genau so übersteigert, verzerrt und unecht wie das gesamte Vorstellungsgefüge, das von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ab auf trügerischer weltanschaulicher Grundlage mit den Pfeilern Liberalismus, Individualismus, Materialismus errichtet worden ist. Die breite Masse unseres Volkes hat hinter dem Stichwort „Indien" das gewittert, was es empfinden wollte und mußte und was bedauerlicherweise noch heute vielerorts in Unterhaltungsschrifttum und Film fortlebt: das Indien mächtiger, grausamer Mahārādschas und sinnlicher Bajaderen, unermeßlicher Reichtümer und furchtbarer Todesmartern, wahnwitziger Kulte und übermenschlicher Sādhus, aber auch das Indien als „zartes Feenland schöner Menschen" und blumenhafter Seelen, „paradiesischer Landschaften und sorglosen Lebens". Es ist kein Zweifel, daß alle diese Vorstellungen in Indien beheimatet sind und im indischen Raum aufgezeigt werden können, aber es ist auch ebensowenig zweifelhaft, daß diese Vorstellungen uns letzten Endes irgendwie fremd anmuten, und daß bloße Sinnesreize auf die Dauer kein gesundes, echtes, unserm tiefsten Wesen gemäßes Vorstellungsbild begründen können. Wir vermögen die indische Wirklichkeit nur so weit zu erkennen, als wir in dieser Wirklichkeit zu stehen vermögen, als uns — mit *einem* Worte — diese Wirklichkeit verwandt — noch besser —, *erb*verwandt ist. Das bedeutet, daß unsere deutsche Wissenschaft, sofern sie nicht ins Ironische verfallen will, dem Begriff „Wunderland Indien" einen neuen Sinn geben muß, von dessen urtümlicher Mächtigkeit auch die Kenner sich vorderhand nur eine ungefähre Vorstellung machen können.

Wir stehen damit vor der zweiten vorhin gestellten Frage, und es wird sich erweisen, daß wir diese Frage mit einem uneingeschränkten Ja beantworten können. Nicht zuletzt auch deshalb, weil vor mehr denn hundert Jahren, *vor* dem Spuk dinglichkeitshöriger Weltanschauung, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Menschen gelebt haben, deutsche Menschen, Dichter und Gelehrte, wie die Gebrüder Grimm oder die Gebrüder Schlegel oder die Romantiker insgesamt oder die großen Sprachforscher Franz Bopp und Wilhelm von Humboldt, die kraft genialer Einsichten schlagartig mit den kläglich auf Krücken gehenden Ansichten vorhergehender Jahrhunderte aufräumten und an deren Stelle den bis dahin nicht gedachten umfassenden Gedanken der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit, der Erbverwandtschaft setzten. Es war die Zeit, wo das bedeutsame Wort fiel vom „Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt", den man sich eben von der Berührung mit Indien erwartete. Und an diese Zeit muß die deutsche Indienkunde wieder anknüpfen, als eine Wissenschaft, die sich ihrer völkischen Sendung und Verantwortung genau so stark bewußt ist wie etwa die französische oder englische oder italienische Indologie. Im Vordergrund ihrer Betrachtung müssen wieder die erb-

verwandten Dinge stehen, und nicht die elementarverwandten oder lehnverwandten Tatsachen, die andere Gelehrte innerhalb anderer völkischer Bindung untersuchen mögen. Es gibt wahrlich Wichtigeres, Vordringlicheres, Wesentlicheres, als zu zeigen, daß Güter des täglichen Bedarfs, wie Reis, Zucker, Shampoon, Punsch, Tombak und noch viele andere mehr, nach Wort und Sache indischen Ursprungs sind.

Die Zauberformel sozusagen, die uns den Zugang zu einem neuen „Wunderland Indien" anderer Prägung erschließt, ist eine völkergeschichtliche Tatsache, welche von europäischen Wissenschaftlern bei Mundartforschungen, vornehmlich des romanischen Gebiets, erkannt worden ist und, auf das Indogermanentum in seiner Gesamtheit angewandt, zu ganz überraschend neuen Einsichten geführt hat. Diese völkergeschichtliche Tatsache lehrt, daß von zwei geschwisterlichen Teilen ein und desselben Volkes *derjenige* die geistesgeschichtliche Überlieferung in Rasse, Sprache, Recht, Brauchtum und Kunst am treuesten bewahrt, welcher sich früh vom gemeinsamen Mutterboden losgelöst hat und in die Fremde gewandert ist. Daß umgekehrt aber der Daheimgebliebene, eben weil er ungestört seßhaft bleiben kann, sich allmählich von dem ursprünglichen, gemeinsamen und einheitlichen Zustand in einer Weise fortentwickelt, daß die alte, enge Verwandtschaft zwischen beiden Teilen nur noch mit Mühe sichtbar bleibt. Das Volkstum des kolonialen Randgebiets steht somit gegenüber dem Volkstum des seßhaften Binnenlandes, und wenn wir Entscheidendes über die ursprüngliche und älteste Gesittung eben dieses Volkstums erfahren wollen, dann müssen wir uns nicht etwa in das seßhafte Binnengebiet begeben, sondern zu den Auswanderern und Kolonisten, auf deren Seelengrund das geistesgeschichtliche Gefüge von einst, altersgrau erstarrt, wie ein Tiefseegebirge, sich abhebt. Es klingt seltsam, aber es ist wahr, daß das amerikanische Englisch, trotz aller ungeheuerlichen Entwicklung der Gegenwart, altertümlicher ist als das Englisch des Mutterlandes, daß in den Straßen der kanadischen Stadt Montreal noch heute ein Französisch erklingt, wie es vor zwei, drei Jahrhunderten in den Pariser Straßen zu hören war, daß älteste Formen germanischer Heldensage nicht etwa bei uns Deutschen im Reich, sondern bei unseren Gottscheern Landsleuten im Karst oder anderen deutschen Kolonisten Jugoslawiens, Rußlands anzutreffen sind. Solch ein bewahrsam, wundersam tiefer Brunnen aber ist, aufs Indogermanentum hingesehen, auch Indien, das den Menschen nordischer Rasse und indogermanischer Sprache genau die gleiche Heimat geboten hat wie in späteren Jahrhunderten der Weltgeschichte die grüne Insel Irland den Kelten oder die Apenninenhalbinsel den Italern, deren mächtigstes Staatsvolk dann bekanntlich die Römer geworden sind.

Überall auf altindoarischem Boden greifen wir die Zeugnisse dieser urtümlichen Erbverwandtschaft, dieser unerschütterlichen Überlieferungstreue. Ich muß mich kurz fassen und in gedrängter Folge die nüchternen Beispiele reden lassen, weil ich weder Zeit habe, jeden Sachverhalt bis ins einzelne auszuführen, noch die junge deutsche Wissenschaft in ihrem vorwärtsstürmenden Fragen, Suchen und Forschen Zeit gefunden hat, alles Hiergehörige in einem lesbaren Hand- und Nachschlagebuch bequem zusammenzustellen. — Beginnen wir bei dem *Rassischen*, so überrascht uns sofort das höchste indoarische Altertum mit der in den frühesten Texten deutlich ausgesprochenen Zweiteilung in arische und unarische Menschen. Das Wort für „Rasse" bedeutet ursprünglich soviel wie „Farbe", und die einwandernde arisch-indogermanische Herrenschicht hat die genaueste Vorstellung von dem, was sie leiblich-seelisch von der unterworfenen Bevölkerung scheidet. Ein kraftvoller vedischer Vers spricht es aus: „Indra unterstützte in den Kämpfen den ihm opfernden Arier in allen Schlachten, er, der hundert Hülfen hat; für die Menschheit (= arische Menschheit) züchtigte er die Gesetzlosen und unterwarf die schwarze Haut." „Schwarze Haut", d. i. die nicht-nordische Schicht, die an anderer Stelle des gleichen Textes „plattnasig", „geizig", „ungläubig" genannt wird. Vor ihr riegelt man sich in Kasten ab, dem

großartigsten Gesellschaftsgebäude, das die geschichtliche Welt überhaupt erlebt hat, ohne doch auf die Dauer verhindern zu können, daß, ungeachtet der sehr strengen, aber wohl nur ungenügend durchgeführten Vorschriften, das fremde Blut in den edlen Körper einsickerte und in steigendem Strome ihn sich selbst entfremdete. Wenn irgendwo, so ist auf indischem Boden das Wort wahr geworden, daß Weltgeschichte Rassengeschichte und Rassengeschichte Weltgeschichte ist. Um so wundervoller ist es deshalb wiederum, daß gerade innerhalb des alten indoarischen Siedlungsbereichs, hoch oben im Hindukusch, auf der Grenzscheide zwischen Afghanistan und Britisch-Indien noch heutzutage ein Völkchen haust, das, weithin unberührt von der andersrassischen Springflut, sich in Blut und Sprache, dinglicher und seelischer Kultur etwa so erhalten hat, wie wir uns die altarischen Stämme im zweiten Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung vorstellen müssen. Es sind dies die einige zehntausend Köpfe zählenden Kāfirs, und die Wissenschaft des Dritten Reiches hat es sich angelegen sein lassen, vor der unwiderruflich drohenden Aufsaugung durch die umgebenden Fremdvölker zwei Forschungsfahrten zu diesem kostbaren Rest indogermanischen Volkstums zu entsenden, Forschungsfahrten, die übrigens eine in jeder Hinsicht wertvolle Ausbeute eingebracht haben. Nicht minder aufschlußreich als der kāfirische Sachverhalt ist im gleichen Zusammenhang aber auch die schlichte Tatsache, daß der Sinngehalt der bedeutungsschweren Wörter „Arier" und „arisch" aus den ältesten indoarischen Texten mit Sicherheit erschlossen werden kann, während bekanntlich die westindogermanische Welt in diesem Betracht ja nur kümmerliche Reste oder Fragwürdiges aufzuweisen hat. Überhaupt müssen wir uns unausgesetzt vor Augen halten, daß die Einzigartigkeit Indiens für uns neben seiner rassegeschichtlichen Gesamtaussage vor allem in seinem *sprach-* und *schrifttumsgeschichtlichen* Beitrag zur Indogermanenfrage besteht. Es ist einfach nicht zu übersehen, daß hier bereits lückenlos überlieferte Texte im zweiten Jahrtausend v. Zw. vorhanden sind und daß es noch Jahrhunderte von da ab dauert, bis die griechischen, altpersischen, lateinischen Zeugnisse hinzukommen, von den keltischen, altslawischen und leider auch altgermanischen Quellen ganz zu schweigen. So nimmt es nicht wunder, daß vieles Wichtige unserer ureigensten Welt immer wieder belichtet und bestätigt wird vom „Wunderland Indien" her. Wenn wir den germanischen Odalsgedanken, diese Grundfeste des nordisch-indogermanischen Bauerntums, bis in seine tiefsten Wurzeln hinunter verfolgen wollen, und zwar nach Wort und Sache, müssen wir den altindoarischen Veda zu Rate ziehen, und er *gibt* uns Auskunft. Indoarien spricht auch erschütterndes Zeugnis in dem für unsere geistesgeschichtliche Entwicklung so brennend wichtigen Streit um Dasein und Form eines urindogermanischen Eingottglaubens. Aus den frühindoarischen Veden ragt bis in das Märchen unserer Kinder und Mütter der Gottesheld hinein, den uns die Weistümer mit einer übermenschlichen Schau schildern, wie man sie sonst nur etwa im Johannesevangelium wiederfindet. Indien beweist uns den Wodan als einen echt indogermanischen Gott, beweist uns das Vorhandensein altarischer Männerbünde, die man den Germanen so gerne abstreiten möchte. Und so ist Indien und immer wieder Indien in vielerlei Hinsicht wertvoll, lehrreich, wesentlich, nicht wegzudenken, gerade für unsere Zeit, ob es sich nun weiterhin um das Heldenlied, die Mystik, das Rittertum, Kunst und Recht, Sprache und Brauchtum handelt. Die im Epos Mahābhārata zusammengefaßten Sagen von den Kuruingen und Paṇḍuingen verkörpern nicht nur die gleiche Hochform indogermanischer Dichtung wie die homerischen Epen Ilias und Odyssee und das deutsche Nibelungenlied, sondern sie lassen auch durch die Klarheit ihrer Entstehungsgeschichte wichtige Rückschlüsse auf den Werdegang des germanischen und deutschen Heldenliedes zu. Für uns Deutsche aber ist es ein Anlaß zu freudiger Genugtuung, daß auch in diesem Gebiet uralter indoarisch-deutscher Beziehungen ein deutscher Gelehrter die ersten Pionierschritte getan hat: Adolf Holtzmann, ein Zeitgenosse Jacob und Wilhelm Grimms. Nicht anders als eine Dich-

tungsgattung empfängt aber auch das einzelne Wort Licht vom Alt-Indoarischen her. So schöne, bedeutungsvolle Begriffe wie beispielsweise „Atem" und „Leben" werden uns in ihrer ganzen Sinnfülle erst durch die Aussage des Veda begreifbar, und das gleiche gilt für das dunkle deutsche Wort „Wergeld", dessen erster Bestandteil nichts mit der Sippe von „Wehr", „wehren" zu tun hat, sondern, wie uns wiederum allein und am frühesten das Indoarische belehrt, mit dem gemeinindogermanischen Wortstamm für „Mann" (erhalten auch z. B. in lateinisch vir) verwandt ist. Von Meister Eckehart, dessen heute noch gar nicht abzusehende Bedeutung für eine artgemäße deutsche Frömmigkeit vom Nationalsozialismus erkannt worden ist, läuft eine gerade Linie zur Mystik der Upaniṣaden, und die gläubige Gesinnung, die manchenorts in deutschen Landen sich äußert in Umwandlung des angebeteten Gegenstands, tritt uns in reicher Ausgestaltung auch auf indoarischem Boden entgegen. Vor kurzem ist in München eine wunderschöne Ausstellung süddeutscher Volkskunst zu sehen gewesen. Unter den vielfach einzigartigen Stücken befanden sich auch mehrere Lebensbaum-Darstellungen, in Holz geschnitzt, in Metall getrieben, in Teppich gewirkt. Oben auf des Baumes Krone aber saßen rechts und links vom Stamm zwei Vögel, in ihrer Mitte ein kreisähnlicher Gegenstand von der Form eines Apfels, einer Blüte, eines Herzens. Wie wenige von den Besuchern der Ausstellung werden gewußt, nein, ergriffen empfunden haben, daß diese Vögel im Wipfel des Lebensbaums zu seiten der Sonne auch in bäuerlichen Zieraten Westfalens, Hessens, Lippes vorkommen, daß sie in armenischen Evangeliaren, einem römischen Sattelbeschlag erscheinen und erstmals für die indogermanische Glaubenswelt durch einen Vers des Ṛgveda bezeugt werden, der da lautet: „Zwei Vögel, eng verbundene Kameraden, umklammern den gleichen Baum. Der eine von ihnen ißt die süße Beere, der andere, schaut ohne zu essen zu!" Von woher wir kommen, wir erkennen: Rudyard Kiplings berühmt gewordener Spruch: „East is East, and West is West, never the twain will meet" ist, was Indien anlangt, nur noch sehr bedingt richtig. Es kann kein Zufall sein, daß seit dem Bekanntwerden indoarischer Geistesgeschichte sich immer mehr Große unseres Volkes davon angezogen fühlten: Goethe und Nietzsche, Herder und Wilhelm von Humboldt, Schopenhauer und Richard Wagner und noch viele andere. Auch über Indien schwebt unsichtbar-sichtbar das Sonnenzeichen des Hakenkreuzes, hier sind von alters her in ungebrochener Überlieferung „Grundkräfte völkischer Lebenseinheit" aufgespeichert, die nach Erschließung rufen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß wir in Deutschland eine vom RF. SS ins Leben gerufene Forschungsgemeinschaft besitzen, die diesen großen Aufgaben nachgeht, waltend und gestaltend, unter dem ewigen Leitwort „Ahnenerbe". Das „Wunderland Indien" hat, ob wir dies nun in seiner ganzen Tragweite wahrhaben wollen oder nicht, noch vieles zu sagen. So war auch die Überzeugung Houston Stewart Chamberlains. Je eher wir dies beherzigen, desto besser ist es, für Deutsche und Inder.

Walter Wüst.

Arme Erde, bist du denn nicht mehr zu fassen, oder verstehen auch die Guten und Weisen die Kunst nicht mehr, sich mit dir zu vereinigen?

Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidentum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt. **Ernst Moritz Arndt**

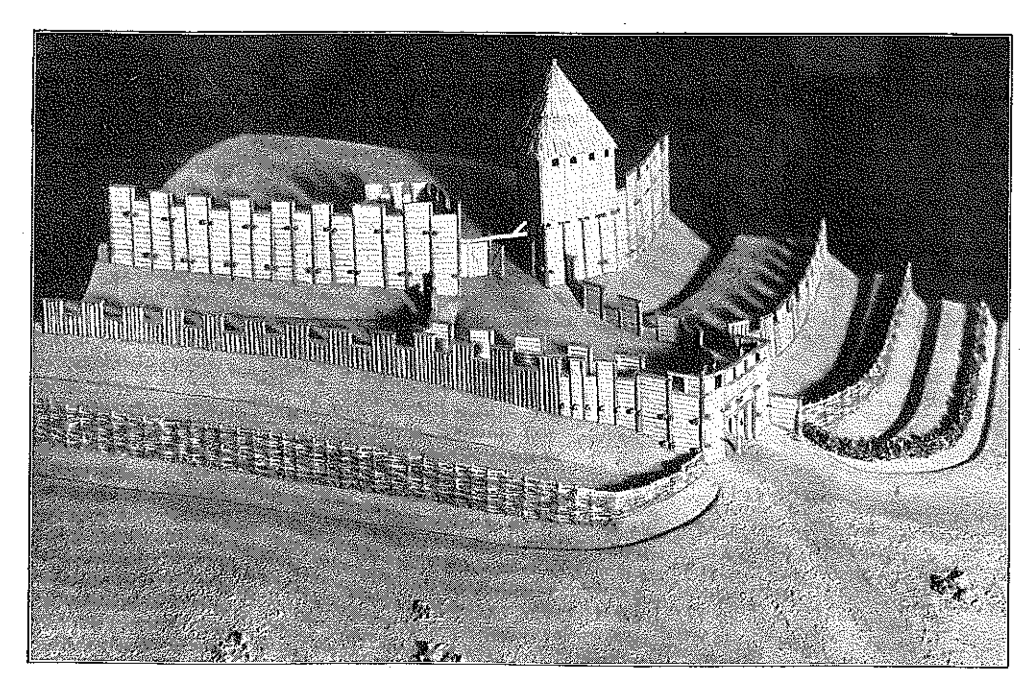


Abb. 1. Tor der Erdenburg, Wiederherstellungsversuch

Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln

An gleicher Stelle ist im Dezember 1936 das Programm und die erste Zusammenfassung der Ausgrabungen veröffentlicht worden, die der Reichsführer ᛋᛋ planmäßig zur Erforschung deutscher Vor- und Frühzeit begonnen hat[1].

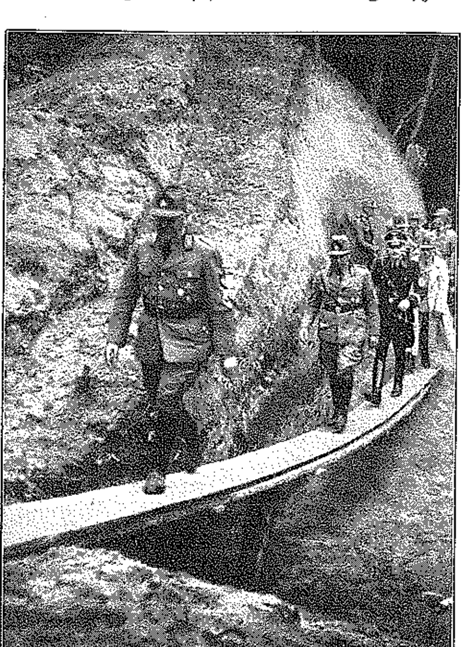


Abb. 2. Reichsarbeitsführer Hierl bei der Besichtigung der ᛋᛋ-Ausgrabung Alt-Christburg

Die erste ᛋᛋ-Ausgrabung auf der Erdenburg bei Bensburg/Köln ist abgeschlossen, ihre ausführliche wissenschaftliche Veröffentlichung steht kurz bevor. Als Zeichen für die hierbei neu gewonnenen Kenntnisse von germanischem Wehrbau zur Zeit der Schlacht im Teutoburger Walde sei hier nur ein Wiederherstellungsversuch der Toranlage wiedergegeben (Abb. 1).

Auch die Ausgrabung auf dem Schloßberg bei Alt-Christburg wurde so weit gefördert, daß in diesem Sommer die eigentliche Spatenarbeit beendet werden konnte. Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte hat anläßlich seiner Elbinger Tagung in seiner Zeitschrift „Germanen-Erbe", Heft 9/10, 1937, mit Genehmigung des Reichsführers ᛋᛋ einen ausführlichen Vorbericht mitgeteilt, so daß hier eine kurze Zusammenfassung genügen wird. Es ist gelungen, die Geschichte dieses größten unter den etwa vierhundert vorgeschichtlichen Ringwällen Ostpreußens aufzuklären. Besonderer Dank gebührt dem unermüdlichen Einsatz des Reichsarbeitsdienstes, dessen tätige Anteilnahme an den großen kulturgeschichtlichen Fragen der Vorzeit in einem Besuch des Reichsarbeitsführers Hierl ihren sichtbaren Ausdruck fand (Abb. 2). Ohne die treue Mithilfe der Reichsarbeitsdienstabteilung Rosenberg, die täglich vierzig Männer mit dem Mannschaftswagen der Ausgrabungsabteilung im persönlichen Stab des Reichsführers ᛋᛋ auf den 18 Kilometer langen Weg zur Grabung schickte, wäre die planmäßige, erfolgreiche Lösung der großen Aufgabe gar nicht möglich gewesen.

[1] „Germanien", Jahrgang 36, Heft 12, S. 391.

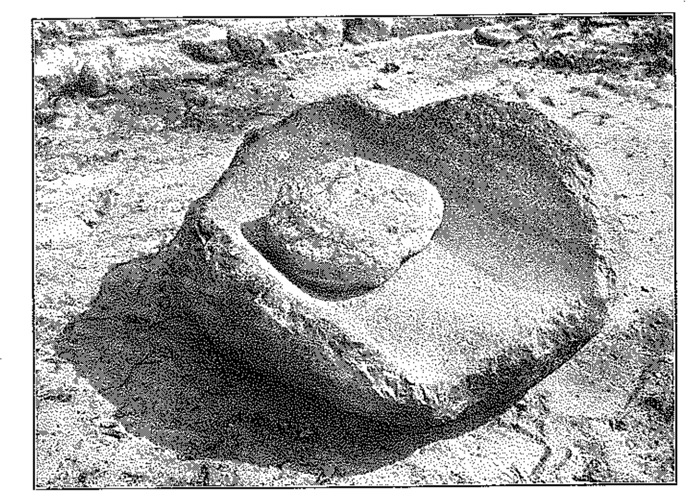


Abb. 3. Mahltrog und Läuferstein, zusammen gefunden. Germanisch

Die dreitausendjährige ununterbrochene Besiedlung der Burg ergab unerwartet reichhaltige Kleinfunde (Abb. 3, 4, 5) und Keramik besonders aus frühgermanischer Zeit in einer Menge, wie sie bisher in Ostpreußen noch nicht gefunden wurde. Kulturell bedeutsam ist das völlige Fehlen slawischer Funde. Es ist geglückt, für die drei Hauptperioden — frühgermanisch, altpreußisch und frühordenszeitlich — erstmalig in Ostpreußen klare und charakteristische Erkenntnisse über den Wehrbau zu gewinnen. Die Funde wurden während der Grabung bereits gesichtet und zusammengesetzt und konnten auch den zahlreichen Besuchern übersichtlich und eindrucksvoll in einem sommerlich leeren Kuhstall vorgeführt werden (Abb. 6).

Die Bearbeitung und Auswertung der Ergebnisse, die verantwortungsvolle Verpflichtung des Hirnes nach der Arbeit der Hand, wird noch viele Monate in Anspruch nehmen.

Die Ausgrabung des Semnonendorfes auf dem Bärhorst bei Nauen geht ihrem Ende entgegen. Bisher sind mehr als zwanzig

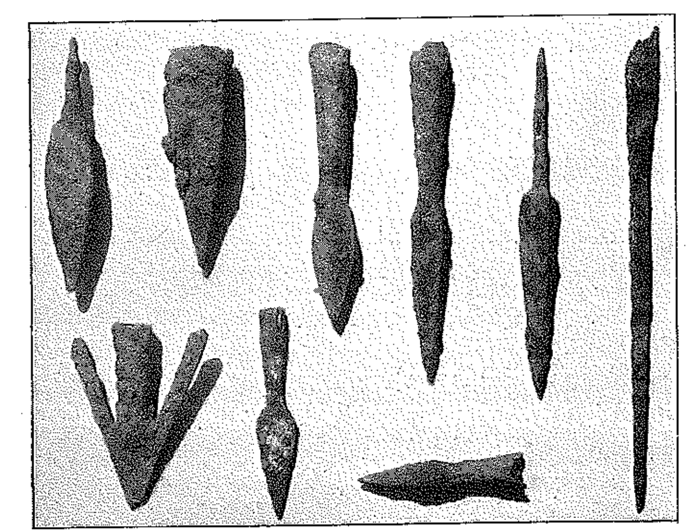


Abb. 4. Eiserne Zeugen aus den Kämpfen zwischen dem Deutschen Orden und den Preußen

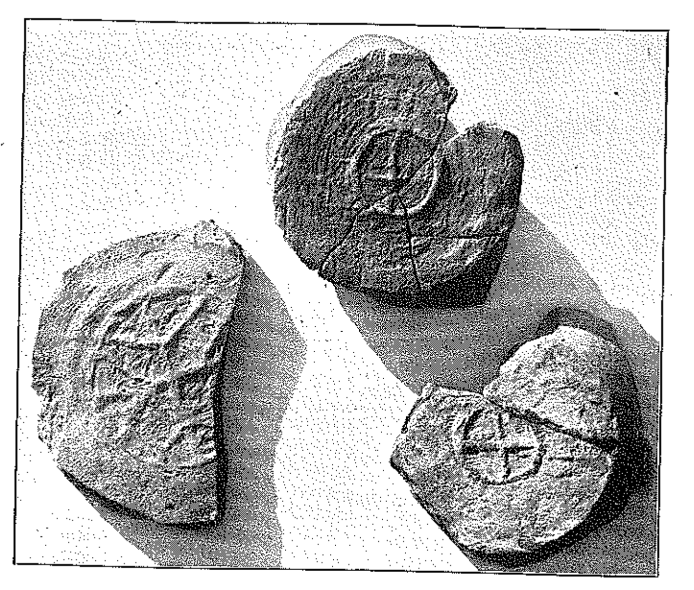


Abb. 5. Heilszeichen auf den Böden spätpreußischer Gefäße

große Häuser, drei wohlerhaltene hölzerne Brunnenschächte (Abbildung 7) und zahlreiche Abfallgruben (Abb. 8) freigelegt worden. An mehreren Stellen wurde bereits die Grenze des Dorfes, eine einfache, palisadenartige Umzäunung erreicht. Bei den Häusern lassen sich drei klar ausgeprägte Typen unterscheiden. Erstens: das 20 bis 30 Meter lange und etwa 5 Meter breite Langzeilenhaus; zweitens: das meist etwas kürzere T-förmige Haus mit einem Vorbau an der Langseite bei gleichhohem First; drittens: das kleine, nur 5 bis 6 Meter lange Grubenhaus. Die Ausgrabung hat eine der größten bisher bekannten festländisch-germanischen Siedlungen ergeben und damit eine Lücke der Wissenschaft geschlossen, die bei den zwangsläufig oft nur kleinflächig möglichen Siedlungsgrabungen entstanden war. Auch diese SS-Grabung wurde unter Mithilfe des Reichsarbeitsdienstes durchgeführt unter Leitung von Dr. Doppelfeld von den Staatlichen Museen Berlin.

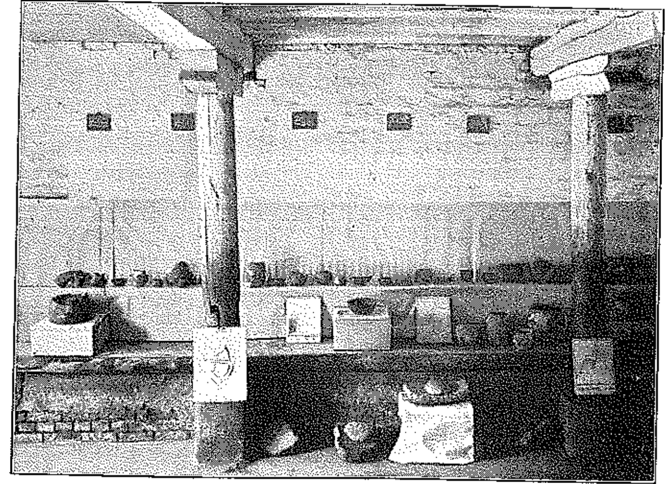


Abb. 6. Das Museum im Kuhstall

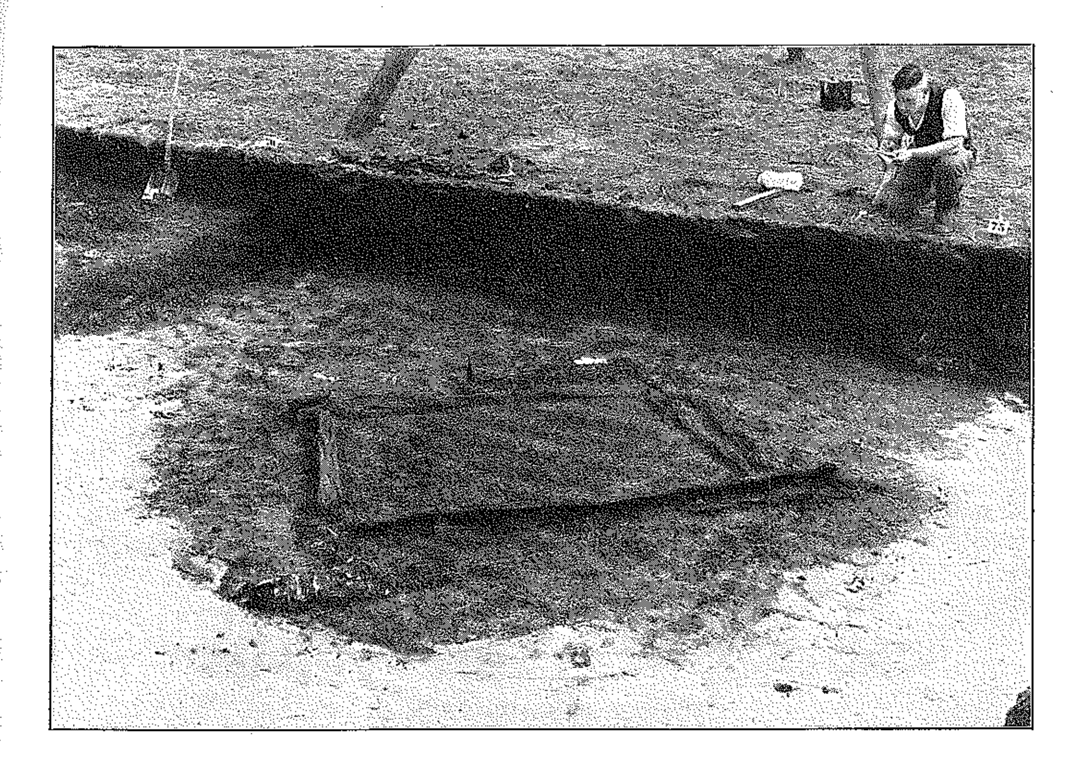


Abb. 7. Nauen, oberste Holzlage eines Brunnenschachtes während der Freilegung



Abb. 8. Nauen, Schnitt durch eine Abfallgrube. Zu unterst ein Unterkieferstück vom Rind



Abb. 9. Hohlenstein, Schädelbestattung

Die Steinzeitgrabungen im Lontal (Württemberg) werden mit der Untersuchung der Hohlensteinhöhle fortgesetzt. Gleich zu Beginn machte der Grabungsleiter, Professor Dr. Wetzel, einen überraschenden und sehr seltenen Fund: Im Eingang der Höhle, der durch eine mittelalterliche Mauer abgesperrt war, lag unter einer jungsteinzeitlichen Palisadenwand über einer altsteinzeitlichen Bruchsteinmauer eine kultische Kopfbestattung (Abb. 9). Die Schädel, sicherlich Vater, Mutter und Kind, sind in Rötel, der roten Farbe des Lebens gebettet auf einem Steinplaster, beigesetzt. Die Lontalgrabungen, die bereits im Vorjahre so wichtige Ergebnisse hatten, werden systematisch fortgesetzt.

Von der Ausgrabung eines Fürstengrabes im Hohen Michele (Württemberg), die in diesem Jahre unter Leitung von Professor Dr. Riek und SS-Oberführer von Alvensleben begonnen wurde, gibt Abb. 10 Zeugnis, die einen Eindruck von den gewaltigen Erdbewegungen vermittelt, die nötig sind, um zum eigentlichen Grabkern eines solchen künstlichen Berges vorzudringen.

Aus einer Anzahl kleinerer Unternehmungen ist eine Gräberfeldergrabung bei Matzhausen (Regensburg) unter Leitung von Dr. Eckes hervorzuheben wegen ihrer einzigartigen avarischen Goldfunde aus den Grenzkämpfen des 8.—9. Jahrhunderts n. Zw. (Abb. 11).

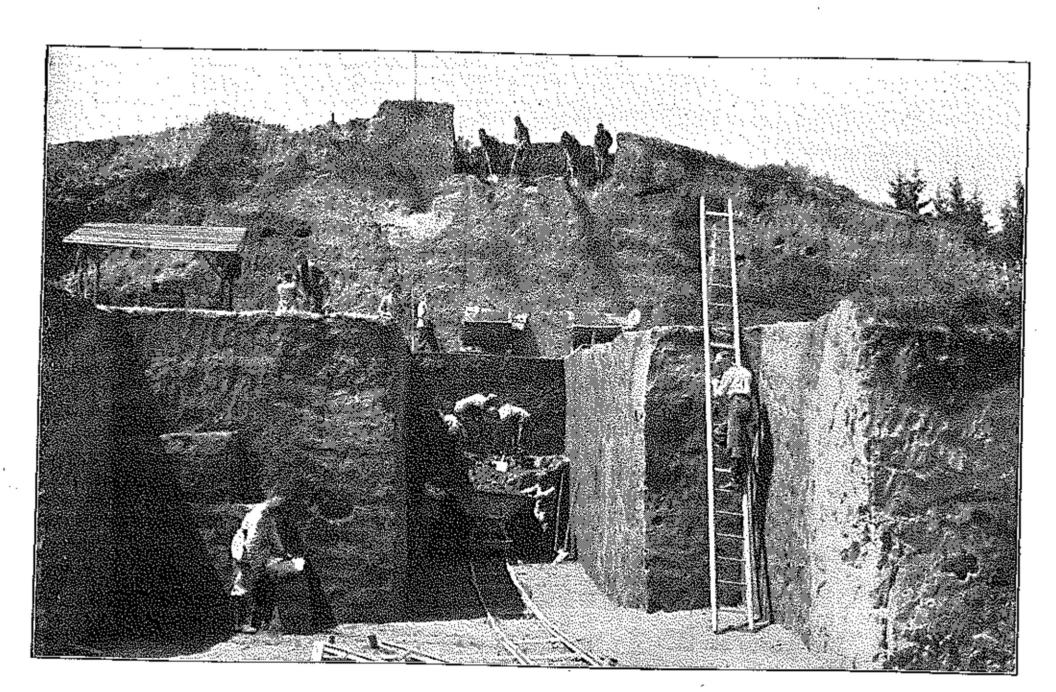


Abb. 10. Hohen-Michele, SS-Männer bei der Ausgrabung

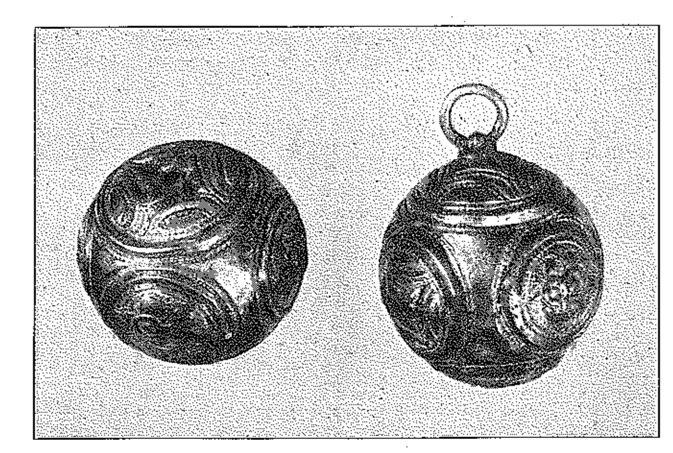


Abb. 11. Matzhausen, goldene Anhänger

Um die Rätsel des sagenumwobenen „Brunholdisstuhls" bei Bad Dürkheim (Abb. 12), an dessen Steinwänden sich die bereits bekannten Felsbilder germanischer Kultsymbole befinden, zu lösen, wurde im November 1937 eine erneute umfangreiche Grabung eingeleitet, in die auch die „Heidenmauer" auf der Hügelkuppe darüber einbezogen wird. So wird die Überlieferung dieser bisher einzigen Stätte mit Darstellungen aus dem germanischen Mythos, an der seit Jahrhunderten die Sonnenwende gefeiert wird, zu neuem Leben erweckt.

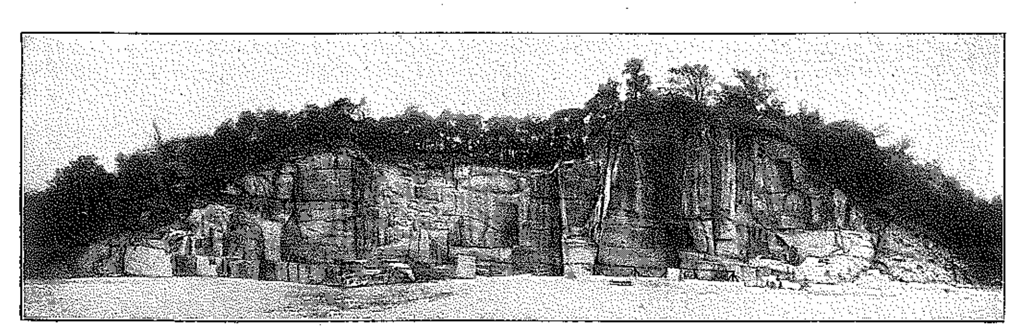


Abb. 12. „Brunholdisstuhl" bei Bad Dürkheim vor Beginn der Ausgrabung 1937

Berlin, November 1937. gez. SS-Obersturmführer Prof. Dr. A. Langsdorff.
SS-Obersturmführer Dr. H. Schleif.

Pflanzenbau während der Eiszeit

Ein Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues

Von F. Mühlhofer, Wien

In Heft 7 (Juli 1937, S. 200—205) dieser Zeitschrift behandelt Dr. Walter von Stokar, Berlin, jene wissenschaftlichen Grundlagen, die zur Annahme urgeschichtlichen Getreidebaues im altgermanischen Siedlungsraume berechtigen. Stokar kommt zum Schluß, daß sich der Getreidebau in unseren Gegenden schon in einer Zeit nachweisen läßt, während der noch keine Verbindung mit den erst werdenden Ackerbauern des Orients gegeben war; der Getreidebau sei vielmehr in Mittel- und Nordeuropa selbst entstanden, und daher reichen auch jene Beweise nicht aus, die der Russe Vavilov mit seinen Genzentren (Ursprungsgebieten) neuerdings ins Treffen führt, wenigstens nicht für eine Zeit, die viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung liegt. — Obwohl wir diesen wissenschaftlich vollauf begründeten Ausführungen durchaus zustimmen, halten wir es für

notwendig, sie durch die Ergebnisse unserer jüngsten Forschungen zu ergänzen. Dabei handelt es sich nicht mehr um die Frage urgeschichtlichen Getreidebaues schlechtweg, sondern um den Beweis, **daß der Mensch in unseren Gebieten schon während der letzten Eiszeit Getreidearten als Nutzpflanzen kannte und kultivierte.**

Die bisherigen Grundlagen und Schlußfolgerungen

Die zu folgender Ausführung herangezogenen Funde aus südfranzösischen Höhlen wurden zuerst von E. Piette beschrieben (1 u. 2; siehe Schrifttumsverzeichnis) und dargestellt (3). Überdies verweisen wir auch auf das großangelegte Werk von J. Hoops (4), weil in dessen Rahmen die auf diese Fundgruppe fußende Abhandlung (S. 277 ff.) noch durch wichtige briefliche Mitteilungen von Piette ergänzt werden konnte.

Wir bringen die in Frage kommenden Funde u. a. auf Abb. 1 zur Darstellung.

In den Figuren a und b (c) handelt es sich zweifellos um Nachbildungen von Getreideähren.

Ein etwa 2 cm langes Bruchstück einer derartigen Ähre fand Peccadeau Delisle bei Bruniquel (Abri de Monastruc). Dieses Fragment wurde bisher nicht abgebildet und nach einer brieflichen Mitteilung von Piette an Hoops (4, S. 280, Fußnote) wahrscheinlich vom Finder an das Britische Museum verkauft.

Über eine ebenfalls in Verlust geratene Ährendarstellung berichtet Piette (2, S. 5): „Die Grotte von Lorthet enthielt drei schieferartige Steine, die mittels eines Silexstichels graviert sind und Aufschluß über die Pflanzen dieser Epoche geben. Auf dem einen sind Fichtenzweige gezeichnet, auf einem anderen drei einzeln stehende, sehr alte Bäume und auf dem dritten ist eine begrannte Getreideähre eingeschnitten." Hoops (4, S. 280) ergänzt nach Piettes brieflicher Mitteilung: „Die Körner sind groß, die Grannen lang und etwas von der Achse der Ähre abstehend."

Diese Funde lassen sich nach unserer Ansicht noch durch die Skulptur d ergänzen, die wir als stilisierte Ähre deuten.

Die bisher besprochenen Artefakte gehören sowohl nach Fundumständen als auch nach Stil und Material (Renntiergeweih und Elfenbein) dem Magdalénien an.

Über einen jüngeren Fund während der Grabungen in der Höhle von Mas-d'Azil berichtet Piette (1, S. 10 f.): „... Wir fanden in der Schicht der bemalten Kiesel ein kleines Häufchen Getreide, dessen Körner (eiförmig und kurz) in weißen Staub zerfielen, als wir sie ergreifen wollten." Hoops (4, S. 281) ergänzt: „... Es war ein kleiner Haufen ovaler, kurzer Weizenkörner, die leider bei der Berührung in weißen Staub zerfielen, so daß sich die Sorte leider nicht mehr feststellen läßt. Aber der Fund selbst ist unanfechtbar; er wurde in Gegenwart von Boule gemacht."

Auf Grund dieser Funde kommt Hoops (4, S. 277) zum Schluß, „daß im südwestlichen Frankreich der paläolithische Mensch schon in der älteren glyptischen Epoche des Renntierzeitalters (Magdalénien) Cerealien kannte und aller Wahrscheinlichkeit nach in roher Weise kultivierte". Und weiter (4, S. 312): „Zwischen Weizen und Gerste schwankt der Streit um den Altersvorrang seit langem hin und her. Es ist bei dem jetzigen Stand der Forschung gleichfalls unmöglich, über die Priorität der beiden zu sicheren Schlüssen

Schrifttum: 1. Piette, E.: Les plantes cultivées de la période de transition au Mas d'Azil. Anthropologie VII, S. 1—17. Paris 1896. Auch im Sonderdruck erschienen mit Nachträgen; Paris, Masson et Cie. — 2. Derselbe: Les galets cloriés du Mas d'Azil; ibidem S. 385 ff. — 3. Derselbe: L'art pendant l'âge du Renne. Paris 1907. — 4. Hoops, J.: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905. — 5. Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931. — 6. Pfitzenmayer, E. W.: Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordostsibirien. Leipzig 1926. — 7. Arsenjew, W.: Russen und Chinesen in Ostsibirien. Berlin 1926. — 8. Reinach, S.: Répertoire de l'art quarternaire. Paris 1913.

zu gelangen ... Auch die paläolithischen Funde in Frankreich entscheiden die Frage nicht. Den Darstellungen von Kolbenweizenähren aus der Grotte des Espeluges und den Weizenkörnern von Mas-d'Azil steht die Abbildung einer Gerstenähre aus der Höhle von Lorthet und der Gerstenfund von Campigny gegenüber."

Zu der mit dieser Fundgruppe aufgeworfenen Frage des Pflanzenbaues während des Miolithikums (Jungpaläolithikum und Mesolithikum) nimmt auch O. Menghin in seiner „Weltgeschichte der Steinzeit" (5) in weitausholender und wechselbezüglicher Weise Stellung:

So weisen die pickel- und hackenförmigen Geräte (5, S. 213) der eurafrikanisch-westasiatischen Faustkeilkulturen (Champignien) des ausgehenden Miolithikums ziemlich eindeutig auf primitiven Hackbau und daher auch auf das Vorkommen von Kulturpflanzen. Für das Azilien (5, S. 165) kann nach dem Funde von Piette bereits die Kenntnis des Getreides als Nutzpflanze angenommen werden, um so mehr, als die aufgedeckten Samenkörner wahrscheinlich verascht waren, was ohne Zutun des Menschen kaum anzunehmen wäre. Zu ähnlichen Schlüssen berechtigen auch die zahlreichen Reibplatten (5, S. 175) der eurafrikanischen Klingenkultur (Capsien, Sébillien); ob die Mahlprodukte von wilden Pflanzen geerntet oder bereits gesät wurden, bleibt aber noch dahingestellt. In den verschiedenen Ährenbildern des Magdalénien sieht Menghin (5, S. 154) zwar keinen vollkommen verläßlichen Beweis für die Kenntnis dieser Kulturpflanzen, ohne ihnen aber eine gewisse Bedeutung abzusprechen. Dagegen wird angenommen (5, S. 148), daß der Frauenkult (Erdmutter) des Aurignacien mit dem Pflanzertum in Verbindung gebracht werden kann; ja es erklärt sich wohl überhaupt am besten als ein Geschenk von seiten der miolithischen Faustkeilkulturen, wenn in einzelnen späteren Klingenkulturfacies Pflanzenbau wahrscheinlich wird. — Als älteste Halmfrucht nimmt Menghin im vorderasiatisch-eurafrikanischen Kulturkreis Gerste an.

Das Vorkommen verkohlter Getreidekörner in eiszeitlichen Nagerschichten und deren Bedeutung

Als Fundmassen und Fundorte kommen die eiszeitlichen Nagerschichten der Höhle von Merkenstein in Niederösterreich und der Gaiskirchhöhle bei Pottenstein in Oberfranken in Betracht.

Die Merkensteiner Nagerschicht (MN.) lagerte in der oberen diluvialen Strate der gleichnamigen Höhle und war durchaus von postglazialem Bodensinter überdeckt. Sie bestand hauptsächlich aus eiszeitlichen Verwitterungsresten des örtlichen Gesteins und barg eine Unzahl teilweise bestimmbarer Knochen, größtenteils glazialer Kleintiere. Einschlägige Studien bewiesen, daß es sich vorwiegend um die Gewöllreste der Schnee-Eule oder anderer arktischer Großeulen handelt. Nur auf diese Art konnten denn auch die in der MN. mineralogisch exotischen, hirse- bis erbsengroßen Kieselgerölle abgelagert worden sein, die sich einwandfrei als Magensteine (Gastrolithen) der von den Eulen gekröpften Waldhühner, hauptsächlich des Schneehuhnes, erkennen ließen. Auf ornithobiologische Herkunft verwiesen daher auch die in der gesamten MN. gleichmäßig verteilten verkohlten Körner (268 Stück) des Zwergweizens (Triticum compactum), was durch Vergleiche mit rezentem ornithogastrologischem Material noch erhärtet werden konnte. Während also die Fundumstände die primäre Ablagerung dieser verkohlten Gramineen bewiesen, ergaben weitgreifende vergleichende Studien, daß es sich nur um Fraßreste der Waldhühner (Schneehuhn) handeln könne. Die gleichmäßige Verteilung innerhalb der MN. läßt nur den Schluß zu, daß diese Vegetabilien den Schneehühnern während der ganzen Zeit der Ablagerung erreichbar waren und ihre Verkohlung kann daher nicht auf zufällige natürliche Ereignisse, sondern nur auf dauernde menschliche Tätigkeit zurückgeführt werden. Daraus folgt, daß der Mensch dieser Periode das Getreide schon als Nutzpflanze kannte, und da es sich mit Triticum compactum obendrein um Kulturweizen

handelt, dieses bereits kultivierte. Nach den Knochenresten der MN. handelt es sich um eine ausgesprochen eiszeitliche Tundrenfauna; ein Begleitfund (Silexklinge) verweist uns in das Magdalénien.

Die Pottensteiner Nagerschicht (PN.) durchsetzte den gesamten alluvialen und diluvialen Inhalt der Gaiskirchhöhle im oberen Püttlachtale und enthielt rezente, subfossile und fossile Gewöllreste; in den basalen Straten barg sie eine der MN. verwandte Faunen-
liste. Unter diesen Einschlüssen kälteliebender Tiere fand G. Brunner (Nürnberg) ein ver-
kohltes Getreidekorn (wahrscheinlich vom Einkorn, Triticum monococcum) und eine durch
Steilretusche einseitig verschmälerte Klinge des Magdalénien: ergänzende Funde zu den analogen aus der MN., die unsere Forschungen in willkommener Weise erleichterten.

Besonders die Lage der Gaiskirchhöhle in einem überhängenden Abri stützt die Behauptung, daß wir es in diesen Funden nicht mit eiszeitlichen Siedlungsspuren, sondern lediglich mit Objekten ornithobiologischer Herkunft zu tun haben. Die als „Klingen“ bezeichneten Silexfunde erkennen wir daher als Pfeilspitzen (Steckschüsse), die zur Jagd auf Kleinzeug (Schneehühner) von eiszeitlichen Jägern verwendet wurden. Die Jagd auf Schneehühner mit einfachen Holzpfeilen ist nach Pfitzenmayer (6, S. 105) auch heute noch bei den Jakuten allgemein üblich.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser eiszeitlichen verkohlten Gramineen und ihrer Fundumstände liegt hauptsächlich darin, daß sie im Verein mit den gleichaltrigen französischen Ährendarstellungen nunmehr die von Hoops und Menghin aufgestellten Behauptungen vom Pflanzenbau während der Eiszeit schlüssig beweisen. Daß wir neben
Weizen (Triticum compactum) auch schon Gerste (wahrscheinlich Hordeum hexastichum)
als eiszeitliche Kulturpflanze annehmen können, beweist uns das erwähnte Ährenbild von Lorthet.

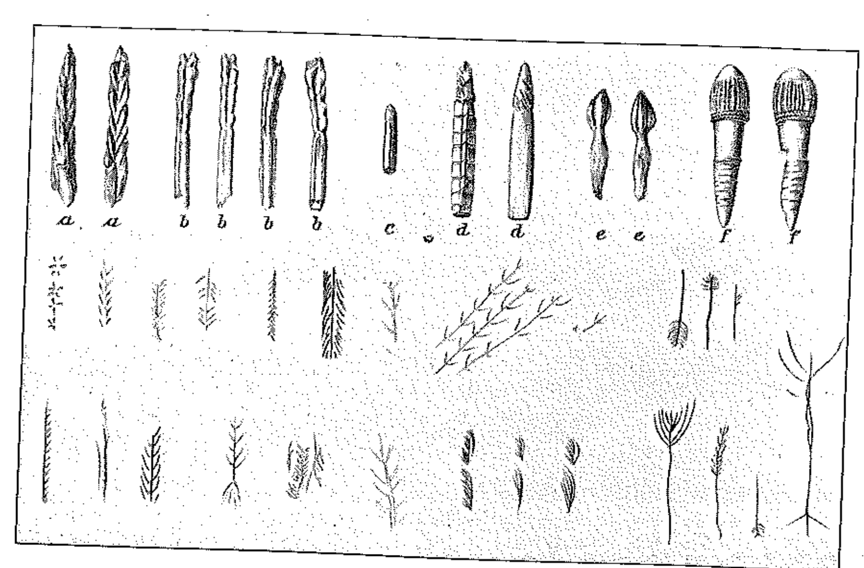
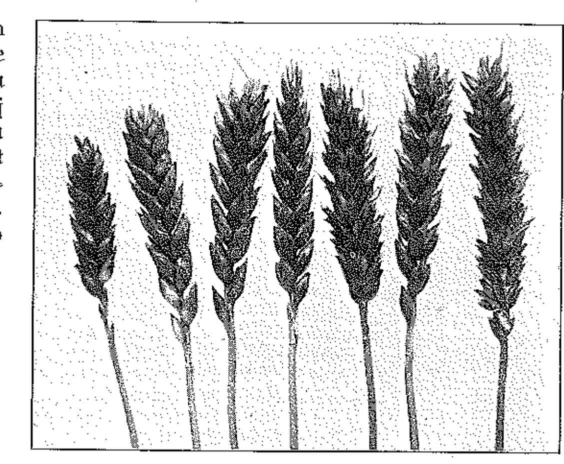


Abb. 1. a) Skulptur einer Ähre mit drei Reihen Körnern aus Renntiergeweih geschnitten, Höhle des Espeluges bei Lourdes (Coll. Nelli); Piette: 1 u. 3 (Tafel 17). b) Skulptur einer vierzeiligen Ähre aus Renntiergeweih; Fundort wie bei a (Coll. Nelli); Piette: 1 und 3 (Tafel 14). c) Wahrscheinlich Halmstück von a oder b; Fundort usw. wie bei a. d) Stilisierte Skulptur (Ähre?) aus Renntiergeweih; Fundort usw. wie bei a. e) Skulptur einer Knospe (Heilpflanze?) aus Elfenbein; Brassempouch (caverne du Pape); Piette: 3 (Tafel 75). f) Skulptur eines kolbenartigen Blütenstandes aus Elfenbein; Fundort usw. wie bei e. — In den Figuren der mittleren und unteren Reihe sind jungpaläolithische Gravüren und Zeichnungen dargestellt, soweit es sich um pflanzliche Motive handelt.

Abb. 2. Zwerg- oder Binkelweizen (Triticum compactum); 1/2 der natürlichen Größe. Die hier abgebildeteten Ähren stammen von einem vom Verfasser angelegten Versuchsfelde auf dem „Gelände“ (1026 m) bei Grünbach am Schneeberge in Niederösterreich. Trotz äußerst rauher Lage kam dieser Weizen in fünfmonatiger Vegetationsperiode (17. April bis 21. September 1937) in vorzüglicher Güte und Menge zur Reife.



Hier muß noch erwähnt werden, daß die meisten Forscher nicht nur die Kultur, sondern auch das Vorkommen von Getreidearten während der Eiszeit bisher grundsätzlich verneinten. Auf ihre Einwände sei aber deswegen nicht näher eingegangen, weil sich diese durchwegs nur auf dieselben ökologischen und besonders auf die ungeeigneten klimatischen Verhältnisse während der Eiszeit gründen. Demgegenüber sei aber hervorgehoben, daß auch im heutigen Verbreitungsgebiet der in unseren diluvialen Nagerschichten (MN. und PN.) aufscheinenden arktischen Fauna, im nördlichen Sibirien, nach Pfitzenmayer (6, S. 47 u. 184) Weizen an der mittleren Lena bis zum 62. und an der Kolyma sogar noch am 67. Breitegrad, also bereits im Gebiet der Tundren, mit Erfolg kultiviert wird.

Weitere Spuren eiszeitlichen Pflanzenkults

Auf Abb. 1 kommen neben den Ährenbildern (a—d) noch andere gleichaltrige Skulpturen (e, f) zur Darstellung. Während wir in Fig. f nur die Nachbildung des kolbenartigen Blütenstandes einer Nutz- oder Heilpflanze vermuten, handelt es sich bei e zweifellos um die plastische Wiedergabe einer Knospe und wahrscheinlich um die einer besonders geschätzten Heilpflanze. Zu dieser Behauptung verleitet uns die in vielen Kulturkreisen nachweisbare Verehrung gewisser vegetabilischer Heilmittel. Wir erinnern nur an die Bedeutung des cyrenäischen Silphiums während der Antike, das auf Münzen abgebildet und dessen eingedickter Saft mit Silber aufgewogen wurde; nicht zuletzt an die noch bestehende Wertschätzung des Shenschen (Panax ginseng) im gesamten ostasiatischen Kulturkreis, dessen Gewichtseinheit nach Arsenjew (7, S. 116) den Wert des Zweihunderfünfzigfachen an Münzsilber erreicht.

Auch in den übrigen auf Abb. 1 dargestellten Figuren erkennen wir ausschließlich pflanzliche Motive. Wir heben davon nur die vierte Figur der unteren Reihe hervor: Eine Schnitzerei auf Renntiergeweih, die von Piette (2, S. 410) in der Höhle von Mas-d'Azil gefunden wurde. Schon dieser Forscher weist darauf hin, daß es sich hierbei scheinbar weder um eine getreue Nachbildung, noch um einen gewissen Baum überhaupt, sondern lediglich um das Hervorheben der wesentlichen Merkmale, also um einen Begriff und somit um ein konventionelles Zeichen handelt, vielleicht schon um ein Symbol, und daher wäre es gar nicht erstaunlich, wenn der Baum bereits schon im Zeitalter des Ren verehrt worden wäre. — Diese feinsinnige Betrachtung regt schließlich dazu an, die aus der Art dieser Darstellung sprechende Abstraktion des Begriffes Baum zu dem von Pflanze überhaupt weiterzuführen, um damit anzudeuten, welche Rolle die Pflanzenwelt im Geistesleben des eiszeitlichen Menschen bereits spielte.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

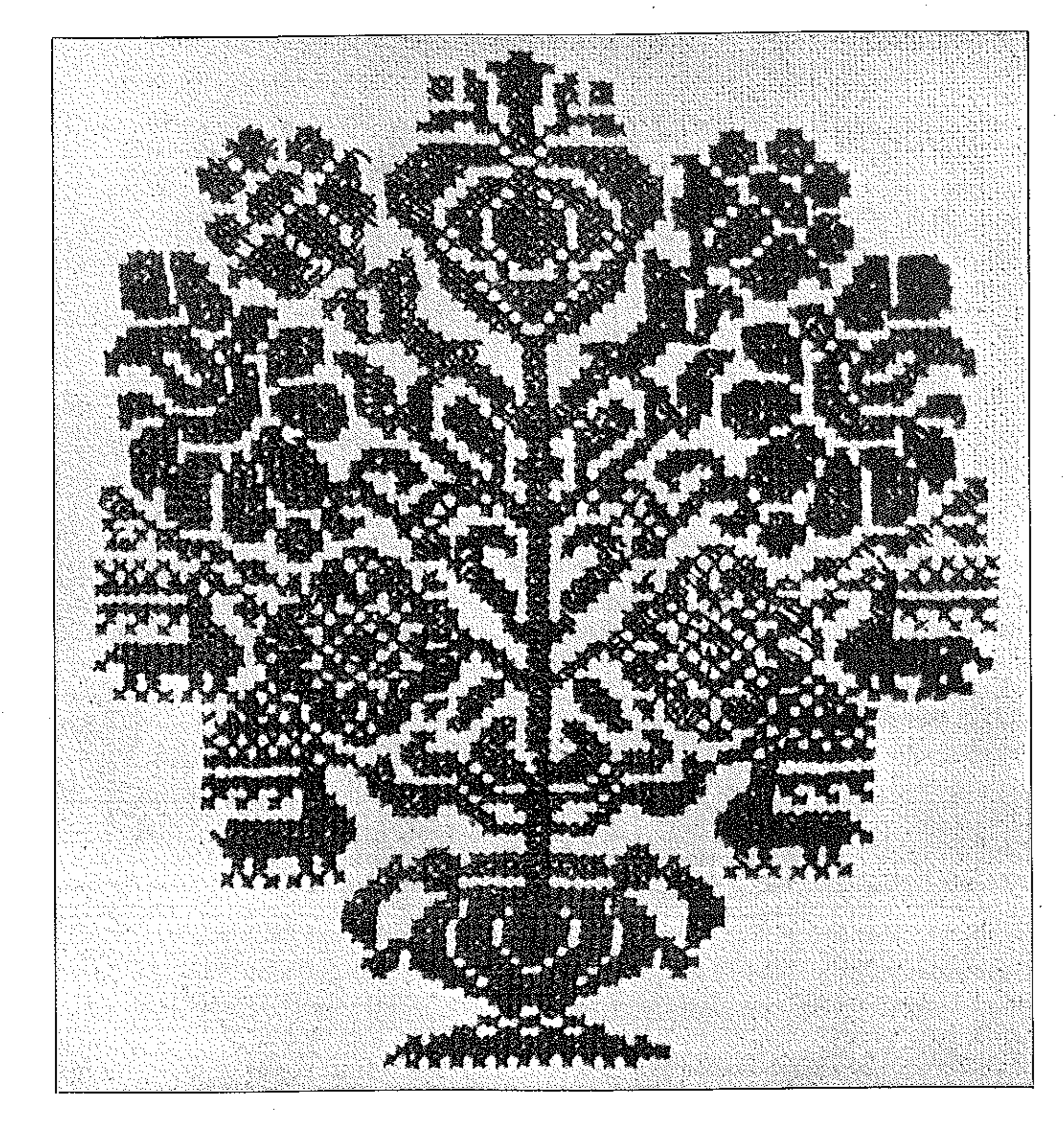


Abb. 1. Das Lebenssinnbild: Der Baum mit Hirsch und Vogel im Stickmuster

Der Hirsch im germanischen Volksglauben der Vorzeit

Von Volkmar Kellermann

Auf zahlreichen Geräten des bäuerlichen Haushalts — auf Stickmustertüchern und im Brauchtum kultisch bedeutsamer Zeiten des Jahreskreises ist der Hirsch als ein Sinnbild des Segens und der Fruchtbarkeit zu finden (Abb. 1). Vor allem die Tänze in Hirschmaskierung der Werdenfelser Fasnacht und die segenbringenden Umzüge, die in Südengland mit umgehängten Hirschgeweihen veranstaltet werden, zeigen klar die Bedeutung des Hirsches in der Glaubenswelt. Im Maiheft 1936 von „Germanien" hat Prof. A. Becker aufgezeigt, wie in den Heiligenlegenden, besonders in der vom hl. Eustachius-Hubertus, noch der Glaube des Volkes lebendig bleibt. Von der Bedeutung des Hirsches im Glauben der vorgeschichtlichen Zeit soll hier die Rede sein.

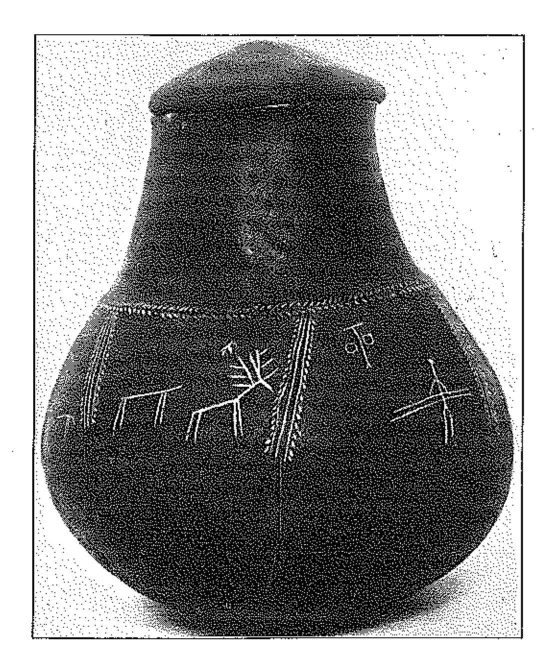


Abb. 2. Mützenurne von Elsenau, Kreis Schlochau

Durch die allgemein bekannte Darstellung eines hirschgeweihgekrönten göttlichen Wesens auf dem Kessel von Gundestrup, Jütland, aus dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Zw., hat sich die Anschauung gebildet, sowohl der hirschgestaltige Gott als auch die Hirschverehrung seien Merkmale eines keltischen Kultes. Dies hat nur bedingte Richtigkeit; die Verbindung des Hirsches mit Glaubensvorstellungen scheint auf indogermanische Wurzel zurückzugehen, und neben den Belegen aus keltischem Gebiet kennen wir einige sehr bezeichnende aus dem ostgermanischen Raum.

In einer Steinkiste von Ostaszewo, Kr. Thorn, fand sich am Nordende, unter Steinen verpackt, ein zerdrückter Hirschschädel mit einem prächtigen Geweih; eine zweite Bestattung von Wittkau, Kr. Flatow, zeigt als Beigabe ebenfalls ein Stück Hirschgeweih. Einen Aufschluß über die Bedeutung dieser Funde geben die Grabgefäße derselben frühen ostgermanischen Kultur: Die Gesichts- und Mützenurnen. Fast alle sind mit Wiedergaben von Schmuck, Waffen und mit Sinnbildern versehen, doch nur wenige tragen Darstellungen von ganzen Szenen (acht). Darunter sind zwei, die für unsere Betrachtung in Frage kommen: die Mützenurne von Elsenau, Kr. Schlochau (Abb. 2), und ein Grabgefäß von Lahse in Schlesien. Diese beiden Urnen sind mit der Wiedergabe einer Hirschjagd ausgestattet, und die Darstellung ähnelt sehr den skandinavischen Felszeichnungen, auf denen auch vereinzelt Hirsche (Abb. 3) und Hirschjagddarstellungen vorkommen. In Schlesien findet sich die frühe Kultur in enger Berührung mit der illyrischen. Aus diesem Grenzgebiet stammt ein Stein mit Ritzungen, darunter auch ein Hirsch (Fundort: Lampersdorf, Kr. Oels, Abb. 4). Wenn dieser Stein, der nach Petersen (Altschlesische Blätter 1937, Heft 1—2) von einem illyrischen Fundplatz

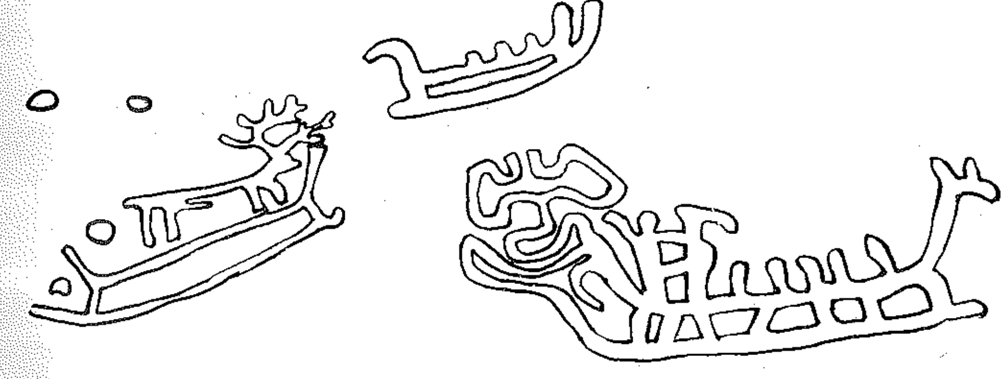


Abb. 3. Der Hirsch auf skandinavischen Felsbildern.



Abb. 4. Ritzung von Lampersdorf, Kreis Oels. Der Hirsch steht rechts senkrecht

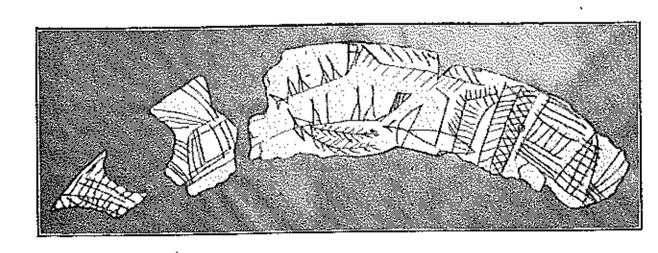


Abb. 5. Zeichnung von einer Urne aus Bomst, Kreis Bomst

der älteren Eisenzeit stammen soll, seiner Auffindung nach auch nicht als germanisch gelten kann, so weist doch die Darstellung ebenso wie die Technik darauf hin, daß wir es hier mit einem Denkmal germanischen Glaubens zu tun haben. (Die Veröffentlichung eines genauen Fundberichtes wäre in diesem Falle wünschenswert.)

Schon aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammt wieder ein Grabgefäß, das die Darstellung einer Hirschjagd trägt (Fundort: Bomst, Kr. Bomst, Abb. 5). Die weiteren Belege sind jünger und gehören in den Lebenskreis der Wikinger; doch sind die Darstellungen von einer Deckplanke des Osebergschiffes und von einer Hirschhornfassung aus Nimptsch, Schlesien, unvollendet (Abb. 6 bis 7). Weitere Funde bleiben hier abzuwarten.

Die an die Wikingerzeit anschließende romanische Zeit Skandinaviens gibt uns wieder einige wertvolle Belege. — Ein Steinsarg aus der Vester Klim Kirke, Vester Han Herred, Thisted Amt, jetzt im Museum Kopenhagen, trägt die Darstellung einer Hirschjagd (Abb. 8). Die gleiche Überlieferung germanischer Glaubensvorstellung und wikingischen Kunststils zeigen die schmiedeeisernen Beschläge von Truhen und einer Kirchentür aus Rogslös (Abb. 9—10).



Abb. 6. Aus dem Osebergschiff

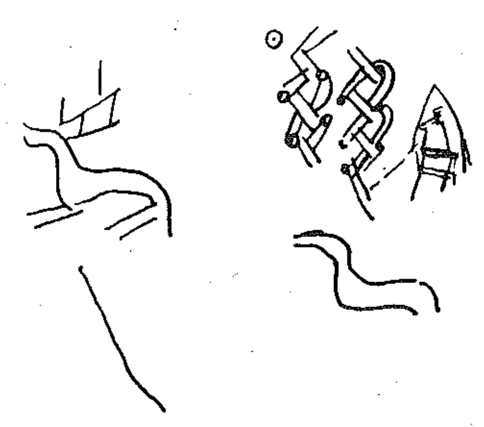


Abb. 7. Von einer Hirschhornfassung aus Nimptsch (abgerollt)

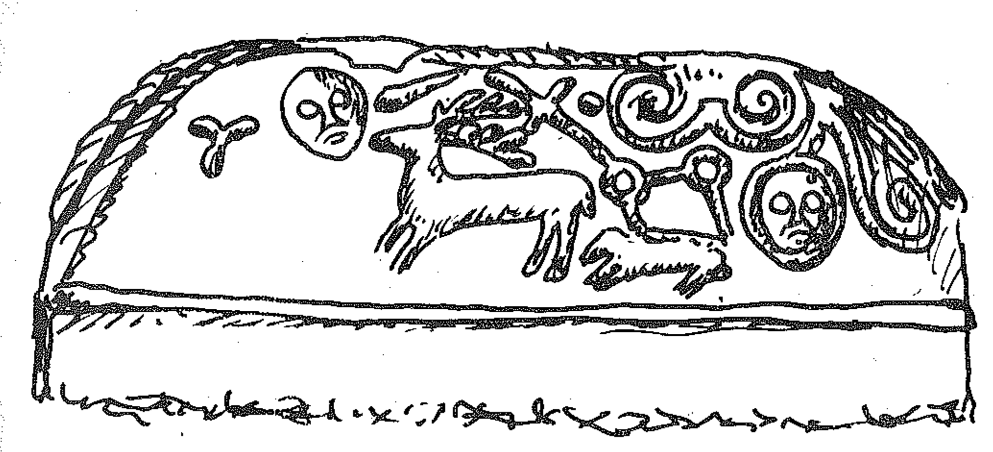


Abb. 8. Steinsarg aus der Klim Kirke

In der germanischen Vorzeit treten so die Beziehungen klar zutage, die zwischen Hirsch und Verstorbenem bestehen: der Hirsch wird, nachdem er auf der Jagd erlegt ist, zum Totengeleittier; er hilft dem Verstorbenen, den Weg zu finden zu den Ahnen, die versammelt auf ihn warten. Wenn auch die Zeugnisse aus der Spätzeit germanischen Glaubens spärlicher sind und sich schwerer ausdeuten lassen, so ist auch bei ihnen die Verbindung des Toten mit dem Hirsch deutlich, ganz besonders auf dem Sarg aus der Klim Kirke.

Noch eine andere Bedeutung hat der Hirsch: Jordanes berichtet in seiner Geschichte der Goten, daß der gotische König als Vertreter der Gottheit auf einem mit Hirschen bespannten Wagen fährt — und besonders klar wird die Göttlichkeit des Hirsches in den Solarljod des 12. Jahrhunderts (Str. 55):

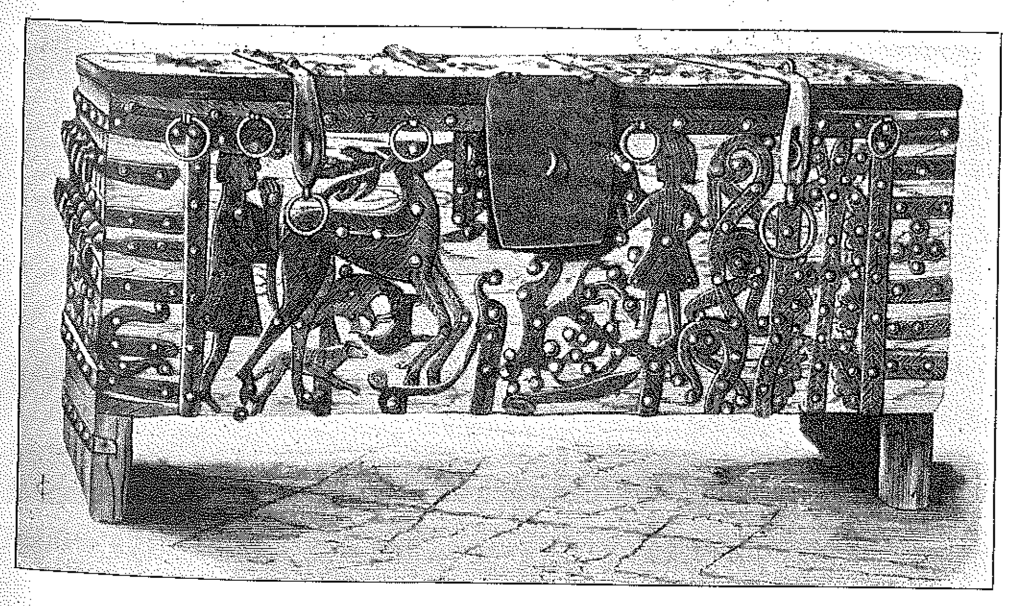


Abb. 9. Schwedische Truhe, Museum Stockholm

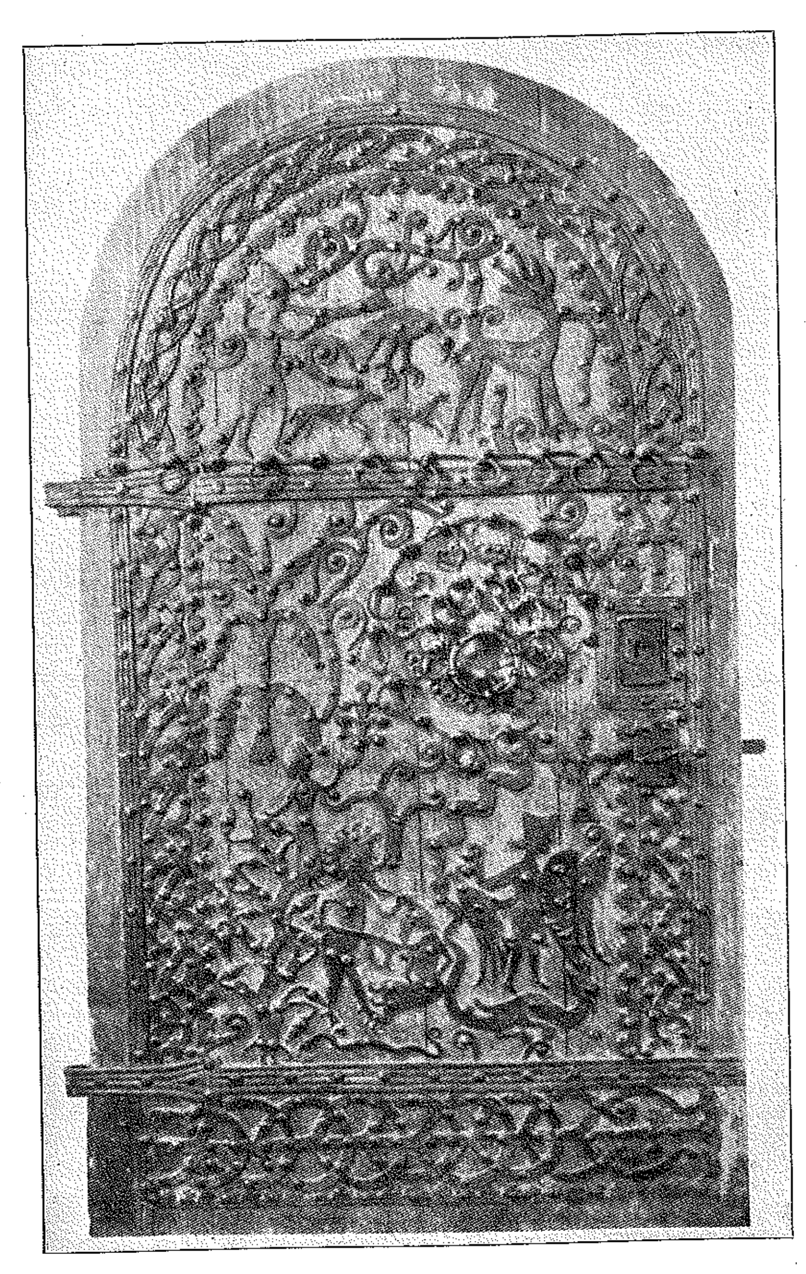


Abb. 10. Kirchentür von Rogslös

Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen / Von zwei'n am Zaum geleitet.
Auf dem Felde standen seine Füße / Die Hörner hob er zum Himmel.

Diese Verse zeigen wieder die Zweigesichtigkeit germanischen Glaubens: Wie Wodan der Gott der Treue und der List ist, so erscheint auch der Hirsch als Totentier und als Sinnbild der lebenspendenden Sonne, der Fruchtbarkeit. Wieder steht die aus dem ewigen Kreislauf der Natur geschöpfte Weltanschauung des Germanen vor uns: das Stirb und Werde als Grundlage allen menschlichen Seins.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Aus dem ᛋᛋ-Kalender 1937.
Abb. 2: Aufnahme des Landesmuseums Schneidemühl. Das Gefäß steht im Westpreußischen Provinzialmuseum Danzig.
Abb. 3: Aus Almgren: Nordische Felsbilder als religiöse Urkunden, Abb. 37.
Abb. 4: Aus „Altschlesische Blätter" 1937, Heft 1—2.
Abb. 5: Aufnahme des Landesmuseums Schneidemühl. Das Gefäß steht im Museum Schneidemühl.
Abb. 6—7: Aus „Altschlesische Blätter" 1937, Heft 7—8.
Abb. 8: Aus Løffler: Dänische Grabdenkmäler, Abb. 85.
Abb. 9—10: Aus „Fornvännen" 1914, S. 234 und 236.

Der neue Affenmensch „Afrikanthropus"

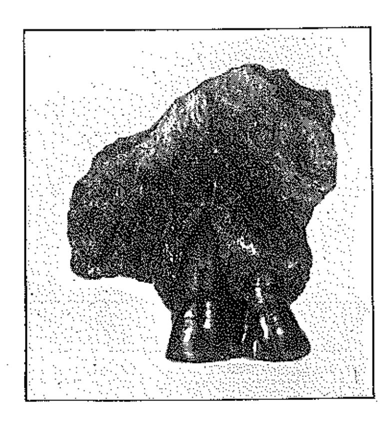
Von Professor Dr. Hans Weinert, Kiel

Im Nachstehenden geben wir einem bekannten Anthropologen noch einmal das Wort zu neuen, für die menschliche Rassengeschichte wichtigen Entdeckungen, die uns um so mehr angehen, als sie auf dem Boden von Deutsch-Ostafrika gemacht worden sind.

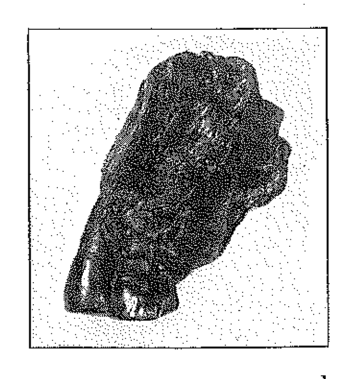
Im Heft 11, 1937, dieser Zeitschrift konnte ich bei dem Problem über die Entstehung der Negerrasse schon erwähnen, daß in Deutsch-Ostafrika zum ersten Male Schädel aus der Affenmenschen-Stufe „Pithekanthropus" gefunden worden sind. Daß wir heute noch einmal darauf zurückkommen, hat seinen besonderen Grund. Die Schädelreste sind von dem deutschen Forscher Dr. Kohl-Larsen 1935 entdeckt und nach seiner Rückkehr mir zur Bearbeitung übergeben worden. Es handelt sich also um einen „deutschen" Fund. Stammesgeschichtlich ist dabei von besonderer Bedeutung, daß nun auch Afrika den Beweis erbracht hat, daß nach schimpansenhaften Vorfahren und „Neandertaler"-ähnlichen Nachkommen die Zwischenstufe des Affenmenschen dort festgestellt worden ist. Man könnte also den Stimmen etwas mehr Berechtigung zuerkennen, die früher schon Afrika als das Paradies der Menschheit bezeichnen wollten.

Aber die afrikanischen Funde bilden nicht die passende zeitliche Reihenfolge, die wir in Europa für den Aufstieg der Menschheit haben. Die schimpansischen Menschenaffen sind in Afrika im mittleren Tertiär zu alt und im Diluvium zu jung, um unmittelbare Vorfahren des Menschheits-Stammes zu sein. Und die Gegend, aus der der neue Affenmensch, den ich „Afrikanthropus" nenne, stammt, bietet unter dem Äquator zu wenig Anlaß, um sich gerade hier den Vorgang der Menschwerdung erklärlich zu machen. Es ist ja niemals ein Menschenaffe aus lauter Vergnügen vom Baum heruntergekommen, um Mensch zu werden; oder mit anderen Worten: wo zur Zeit der Menschwerdung Urwald war, werden wir vergeblich nach einem Paradies suchen.

Über den neuen hochbedeutsamen Fund sind jetzt meine ersten Veröffentlichungen erschienen. Das nimmt F. Birkner zum Anlaß, um in der „Germania" in einem Aufsatz „Reste des Urmenschen in Afrika?" den neuen Affenmenschen anzuzweifeln. Ich folge gern der Aufforderung der Schriftleitung, über den wirklichen Sachverhalt kurz zu berichten. Birkner schreibt, ich hätte „in der Tagespresse von einem Affenmenschen-Fund gesprochen und ihn mit dem Pithekanthropus in Java und dem Sinanthropus bei Peking in Beziehung gesetzt". Dem ständen starke Bedenken entgegen. Die Tagespresse war der „Völkische Beobachter", wo ich am 21. 10. 1937 auf besonderen Wunsch Kohl-Larsens und der deutschen amtlichen Stellen, die ihm seine zweite Ausreise nach Afrika ermöglichten, allgemeinverständlich über die Bedeutung des Fundes und die Wichtigkeit von Kohl-Larsens neuer Forschungsreise berichtete. Nun hat zwar außer meinen Mitarbeitern noch niemand den Fund in seiner Zusammensetzung gesehen, was für ein



a



b

Abb. 1. Afrikanthropus, Oberkieferstück. a von außen; b von der Seite

Urteil über die Richtigkeit der Rekonstruktion wohl notwendig wäre. Birkner hat insofern recht, als der Aufsatz im „Völkischen Beobachter" eine vorläufige Mitteilung war, deren Zeitpunkt durch Kohl-Larsens Ausreise bestimmt wurde. In meinem soeben erschienenen neuen Buch über die „Entstehung der Menschenrassen" (F. Enke, Stuttgart) ist der afrikanische Affenmensch in ausführlicher Weise beschrieben worden. Die Zusammensetzung der aneinanderpassenden Teile wurde im wesentlichen von meinem Assistenten Dr. Bauermeister vorgenommen. Die jetzt vorliegende Form der erhaltenen Schädelteile ist etwas anders, als es das Bild im „Völkischen Beobachter" zeigt; es ist uns gelungen, den Überaugenrand und den Stirnteil mit dem Scheitel in Verbindung zu bringen, so daß jetzt ein Gehirnschädel vorliegt, der von den Augenhöhlen über den Scheitel hinweg die Schädelbasis mit dem Hinterhauptsloch umfaßt. Man wird zwar immer bei einer Rekonstruktion, die in mühsamer Arbeit aus kleinen Knochenstücken hergestellt ist, Einwände erheben können; aber die möglichen Korrekturen sind so geringfügig, daß an der Einordnung des Fundstückes kein Zweifel bestehen kann. Auch der erste vorläufige Zusammensetzungsversuch, den unser verstorbener Afrika-Forscher Reck zusammen mit dem Engländer Leakey unternahm, ergab einen Schädel, der noch „äffischer" war, als unsere jetzige Zusammensetzung. Es ist also niemals ein Zweifel darüber aufgetaucht, daß man das Fossil u n t e r die Neandertaler-Stufe einzureihen hätte.

Die jetzt schon möglichen genaueren Vergleiche zeigen, daß der Pithekanthropus von Java immer noch die urtümlichste Affenmenschen-Form darstellt, die wir besitzen. Die Affenmenschen-Gruppe von Peking „Sinanthropus", die sich heute auf etwa 28 Individuen erstreckt, gibt natürlich eine größere Variationsbreite. Die urtümlichsten Schädel nähern sich dem javanischen Pithekanthropus, die größten könnte man vielleicht schon zum Neandertaler-Kreis rechnen. Sie erreichen ihn aber doch nicht ganz, so daß man sie alle zusammen ganz richtig als Sinanthropus bezeichnet. Wir müssen daran denken, daß von Java nur ein einziger Schädel aus dieser Gruppe vorliegt. Die übrigen werden auch nicht alle ganz genau so ausgesehen haben.

Das wichtige Ergebnis für den neuen Afrika-Fund ist nun folgendes: Der Schädel steht seiner Form nach zwischen den Sinanthropus-Schädeln; und zwar ähnelt er einzelnen von ihnen mehr, als die fünf gut erhaltenen Sinanthropus-Stücke sich untereinander gleichen. Man würde also gar nicht erstaunt gewesen sein, wenn man den Afrikaner bei Chou-Kou-Tien gefunden hätte. Das ist wieder eine Bestätigung dafür, daß die Menschheit bei ihrem Ursprung rassisch einheitlich gewesen sein muß. Nach dem von Haeckel vorhergenannten Pithekanthropus gab D. Black den Chou-Kou-Tien-Funden den Namen „Sinanthropus pekinensis" = chinesischer Affenmensch von Peking. Sinngemäß nenne ich die neuen Fossilien „Afrikanthropus njarasensis", wobei der zweite Name natürlich keine

neue zoologische Art bezeichnen soll. Diese Benennung nach dem Fundort hatte schon Reck vorgeschlagen; sie bezieht sich auf den Njarasa-See im ostafrikanischen Graben.

Im alten See-Grund, zum Teil noch fest in der Sandstein-Bank steckend, lagen die Schädeltrümmer an der heute vom Wind freigelegten Oberfläche. Sie müssen also einstmals im See versunken sein und dort so lange im Schlick — der sich später zur Sandsteinbank verhärtete — gelegen haben, bis Kohl-Larsens ethnologische Expedition sie ihrer Versunkenheit wieder entriß. Sehr bedeutungsvoll ist der Erhaltungszustand; man hat nämlich nicht das Gefühl, Knochenstücke in der Hand zu haben, sondern vielmehr harte, schwarze und schwere Steine. Ich habe trotz meiner persönlichen Kenntnisse von vielen fossilen Menschen-Schädeln noch nie ein Stück in der Hand gehabt, das so versteinert war, wie dieser Afrikanthropus; auch der Pithekanthropus bleibt dahinter zurück. Nun ist natürlich der Mineralisierungszustand — leider — kein genauer Maßstab für das Alter fossiler Knochen. Aber ein zeitlich junger Skelettfund kommt doch nicht zu dem hohen spezifischen Gewicht (2,75), wie es der Afrikanthropus hat. Da Birkner in seinem „Germania"-Aufsatz die von Reck vermutete Zeitbestimmung besonders hervorhebt, so muß auch hier darauf hingewiesen werden, daß Recks Schrift (die von ihm allein, nicht auch von Kohl-Larsen verfaßt ist) voreilig veröffentlicht worden ist. Sie verrät zu deutlich das Bestreben, Kohl-Larsens Fund in möglichst späte Zeit anzusetzen, um demgegenüber Recks eigene Entdeckung des Oldoway-Skeletts möglichst alt erscheinen zu lassen.

Es ist überflüssig, über diese erledigte Angelegenheit noch zu diskutieren. Der Mensch von Oldoway ist ein Homo sapiens, der nicht früher als zur Sapiens-Zeit gelebt hat — wahrscheinlich sogar erst der jüngeren Steinzeit angehört. Beim Afrikanthropus liegt aber kein Anzeichen vor, aus dem man schließen könnte, daß er nicht der Zeit entstammt, in die er seiner Form nach gehört. Das bedeutet, daß er gleichaltrig sein kann mit dem javanischen und chinesischen Affenmenschen. Unter den vielen Tierknochen, die in gleicher Mineralisation und im gleichen Erhaltungszustand gefunden wurden, tritt auch das dreizehige Pferd, Hipparion, auf. Steinwerkzeuge zeigen die altertümlichen Formen der Chelléen-Stufe. Bei der Art der Ablage im Seegrund darf man natürlich nicht den Schluß ziehen, daß Hipparion, Chelles-Faustkeile und Afrikanthropus unbedingt gleich-



Abb. 2. Afrikanthropus. Zusammengesetzt von Dr. Bauermeister

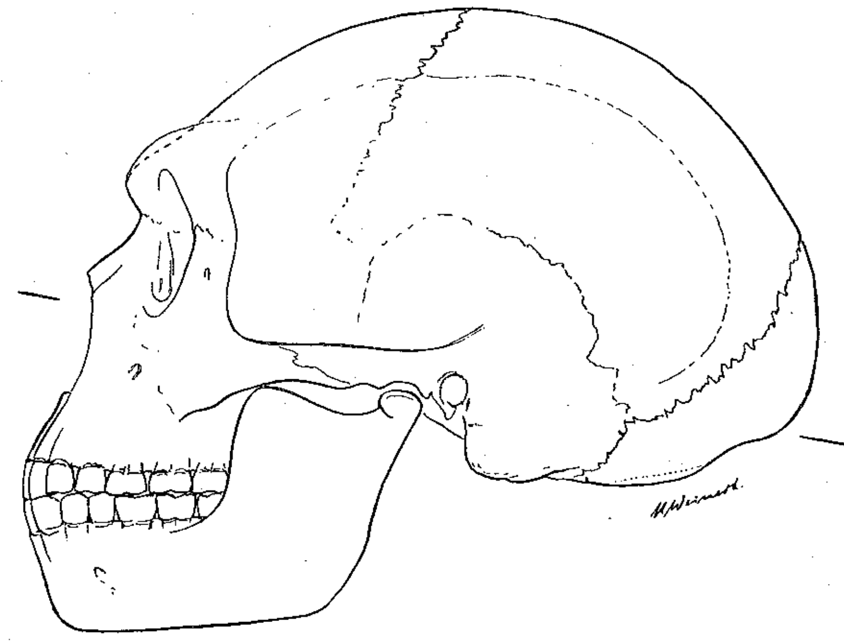


Abb. 3. Afrikanthropus. Rekonstruktion

zeitig sein müssen; aber da andererseits auch nichts gegen ein alteiszeitliches Alter spricht, müssen wir vorläufig den Afrikanthropus als Leitfossil ansehen, d. h. also, ihn in das ihm zugehörige Zeitalter stellen.

Außer den Stücken des Gehirnschädels haben wir noch den linksseitigen Mittelteil des Oberkiefers, an dem der Eckzahn und der erste Lückzahn erhalten sind. Ein linker oberer Backenzahn, vermutlich der zweite, ist ebenfalls mitgefunden worden. Aus den fast 200 Schädelstücken und -stückchen, die Kohl-Larsen auf engem Raum auflesen und aus dem Sandstein herausmeißeln konnte, ergibt sich mit Sicherheit, daß zwei Schädel vorgelegen haben, vielleicht auch noch ein dritter. Die Art der Zertrümmerung läßt vermuten, daß die Menschenschädel ebenso wie die Tierknochen bereits zerschlagen in den Seegrund gerieten. Es liegt also der Gedanke nahe, daß wir wieder — wie auch bei Peking — die Reste urmenschlicher Mahlzeiten vor uns haben.

Was sich mit hinreichender Sicherheit zusammenfügen ließ, wird jetzt als Gipsabguß festgelegt; daran schließt sich dann meine plastische Rekonstruktion, in der alle anwendbaren Teile eingebaut werden sollen. Die hierbei ausfüllenden Lücken würden vielleicht auch eine andere Auffassung der Wiederherstellung erlauben; deshalb ist die klare Trennung zwischen Zusammensetzung und Rekonstruktion vorgesehen. Wer die dargestellte Schädelform zum Neandertaler-Kreis rechnen will, mag es tun; dann muß er diesen Kreis so weit nach unten ausdehnen, daß er in die Pithekanthropus-Variationsbreite hineinreicht. Das ist aber gerade das Schöne an unseren Entdeckungen, daß wir keine Sonderbildungen oder „ausgestorbene Seitenlinien" gefunden haben, sondern daß alles seiner Form nach in eine Entwicklungsreihe hineinpaßt, die vom „Schimpansen"-ähnlichen Menschenaffen über den Affenmenschen zum eiszeitlichen Urmenschen hinaufführt.



Der Geck

Von Dr. med. E. Büch, Essen

Vor einiger Zeit hatte ich an dieser Stelle[1] über den Geck, das Giebelzeichen am westfälischen Bauernhaus berichtet. Ich habe die Symbolik dieses Giebelzeichens auf Beziehungen zur germanischen Mythologie zurückgeführt und meine Darstellung auf Grund eigener Studien an Ort und Stelle zu stützen vermocht.

Erfreulicherweise nimmt man sich dieses Gegenstandes heute in weiteren Kreisen an in der Erkenntnis, daß es sich dabei um altes Volksgut handelt, das möglichst — zum mindesten dem geistigen Besitz — erhalten bleiben soll. Man stellt aber, wie ich beobachte, vielfach die Giebelzeichen in Abhandlungen ganz schematisch in eine Reihe. Dadurch verliert die Erschließung der symbolischen Bedeutung des Gegenstandes an Klarheit. Eine ins einzelne gehende typenmäßige Betrachtung und Unterscheidung wäre meines Erachtens dringend zu wünschen. In diesem Sinne habe ich bereits meine oben erwähnten Darlegungen über den Geck fast ausschließlich einem bestimmten Typ, nämlich der gedrehten Form der Säule gewidmet. Als einen Mangel meiner Ausführungen habe ich es empfunden, daß ich zwar den Sinn der gedrehten Säule ihrem Wesen nach herausarbeiten und als Wodanszeichen — nicht, wie es vielfach verallgemeinernd geschieht, als Lebensbaum schlechthin — ausdeuten konnte. Es gelang mir aber nicht und ist meines Wissens bisher auch noch nicht gelungen, eine eindeutige Erklärung des Wortes Geck in bezug auf diesen Gegenstand zu finden. Der Versuch, das Wort Geck mit dem Caduceus-Stab, mit dem der Gegenstand zwar wesensverwandt ist, in etymologische Verbindung zu bringen, war ebenso unmöglich, wie eine Beziehung zum Queckolter, dem Lebensbaum, glaubhaft zu machen. Ich habe mich daher bemüht festzustellen:

1. was die Bezeichnung Geck in diesem Zusammenhang bedeutet;
2. wie alt das Wort Geck in diesem Zusammenhang ist,
3. ob sich, wie im Gegenstand, so auch in der Benennung Beziehungen zur germanischen Mythologie herausfinden lassen.

Das Wort Geck ist uns allen geläufig als eine volkstümliche, dialektmäßig begrenzte Bezeichnung für einen närrischen, verdrehten oder stutzerhaften Menschen. In dieser Bedeutung ist das Wort im Rheinland beheimatet und tritt nach Grimm etwa seit dem 14. Jahrhundert auf. Es sind aber noch eine ganze Reihe anderer Bedeutungen bekannt. So führe ich nur beispielsweise an: Geck gleich Mantelstock oder für den Hebel einer Schiffspumpe gebräuchlich. Es gibt eine Redensart: Den Geck stechen. Das hängt zusammen mit der Bedeutung Geck als Gelenk im Kälber- oder Schöpsenkopf (Grimm).

Sucht man nun in den einschlägigen Handbüchern nach der Grundbedeutung des Wortes Geck, so findet man durchgehend angegeben: Drehbares, bewegliches Ding. Mit der Vorstellung von etwas Drehbarem war auf den ersten Blick eine Verbindung zu der gedrehten Form des Geck scheinbar ohne weiteres hergestellt. Aber schon der Umstand, daß es auch nichtgedrehte, sondern eckig bearbeitete Formen des Geck gibt, mußte zu bedenken geben. Es mußte also der Etymologie des Wortes Geck weiter nachgegangen werden und hier verdanke ich wertvolle Hilfe Herrn Stadtarchivar Jahn. Herr Jahn schrieb mir zu der Sache auszugsweise folgendes: „Man verbindet das Wort Geck etymologisch in lautgeschichtlich einwandfreier Weise mit einem Wortstamm, der unter anderem in dem Wort Geige vorliegt (Geige = ein Instrument, auf dem man hin und her streicht), ferner mit englisch gig = Kreisel, leichtes Boot, altisländisch geiga = schwanken. Zum Verständnis des lautgeschichtlichen Zusammenhangs ist dabei zu bedenken, daß ein germanisches gn im Westgermanischen unter gewissen Bedingungen zu kk wird, die westgermanische Urform des Wortes Geck, nämlich gikkas, demgemäß auf ein älteres gig-n-as zurückgeht, wodurch der Zusammenhang mit Wörtern wie Geige ersichtlich wird. Der Bedeutungsansatz ‚drehbares, bewegliches Ding' stellt jedoch nicht die letzte erschließbare Grundbedeutung un-

[1] Germanien, 1935, H. 8.

seres Wortstammes dar. Diese ist vielmehr: klaffen, seitwärts auseinandergehen. (Walde-Pokorny, Indogerm. Wörterb. unter ghei-gh.) Vergleiche auch lateinisch hio = ich klaffe auseinander aus einem älteren ghei-a-o. Als die ältere Bedeutung für Geck wird man also nicht ‚drehbares, bewegliches Ding‘, sondern ‚seitwärts auseinandergehendes Ding‘ ansetzen müssen. Dazu berechtigt die Beobachtung, daß diese ältere Bedeutung noch in einigen Wörtern aus dem germanischen Bereich vorliegt: altnordisch geiga = schwanken, seitwärts ausweichen (Kluge-Götze, Et. Wtb. d. Deutschen Spr.); klaffen, schief abstehn, besonders von Hölzern gesagt (Wald-Pokorny); schweizerisch ‚Geigle‘ = Doppelast an einem Baum, der in beliebigem Winkel auseinandergeht. Ferner mundartlich Heugeige = Stecken mit seitwärts abstehenden Astresten zum Aufschobern des Heus (Walde-Pokorny). So ergibt sich die Grundbedeutung unseres Wortes Geck als ‚seitwärts auseinandergehende Hölzer‘.“

Danach ist die Beantwortung der eingangs skizzierten dreifachen Fragestellung folgende:

Zu 1. Da die Bezeichnung Geck für jede beliebige Form der Giebelstange gebraucht wird, also nicht nur für die gedrehte Form, scheidet jede Verbindung mit der Bedeutung von „drehbares, bewegliches Ding“ aus. Übrigens ist ja auch „drehbar“ nicht in dem Sinne von gedreht = etwa gedrechselt zu verstehen, sondern im Sinne von um eine Achse drehbar, schwenkbar usw. Infolgedessen muß Geck einen anderen Sinn haben, der sich uns auf Grund der etymologischen Ausführung darbietet als „seitwärts auseinandergehende Hölzer“. Wie ist aber diese Bedeutung mit der Giebelstange in Einklang zu bringen? Die Vorstellung der seitwärts auseinandergehenden Hölzer ist insofern realisiert, als man ursprünglich die oberen Enden der Giebelbretter übereinandergehen ließ. Später wird dieser Teil des Giebels aus bestimmten Vorstellungen heraus verziert, wie in unserm Falle in Form der Giebelsäule. Nachdem dann die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Geck = seitwärts auseinandergehende Hölzer verblaßt war, die Giebelbretter auch vielfach nicht mehr übereinandergingen, konnte man die Bezeichnung Geck ruhig für die neue Form weitergebrauchen. Eine Parallele findet sich — möglicherweise — in der Tatsache, daß mir eine Bäuerin in der Gegend von Iburg den Giebelaufsatz als „Vierse“ bezeichnete, wobei ich annehme, daß Vierse = First ist, somit auch hier die Bezeichnung des Giebels auf einen, nämlich den besonders auffälligen Teil des Giebels übergegangen ist.

Zu 2. Wie sich aus vorstehenden Ausführungen ergibt, muß das Wort Geck in der hier verfolgten Bedeutung alt sein.

Zu 3. Beziehungen zur germanischen Mythologie, wie sie am Gegenstand selbst, dem Geck als Giebelstange, nachweisbar sind, lassen sich für die Benennung nicht auffinden.

Anschr. d. Verf.: Dr. E. Büch,
Essen, Hindenburgstraße 93.



Das Blutbad von Verden ein Geschichtsirrtum?

Zu dem Aufsatz des Professors Karl Bauer, „Die Quellen über das sogenannte Blutbad von Verden“, auf den in unserer letzten Zeitschriftenschau (Germanien 12/1937) hingewiesen wurde, geht uns nachstehende Äußerung zu, die wohl eine eindeutige Klärung dieser künstlich immer wieder von neuem aufgeworfenen „Frage“ bringt.

Der Hauptschriftleiter.

Immer wieder taucht in einer einseitig kirchlich eingestellten Presse die Behauptung auf, das Blutbad von Verden sei geschichtlich nicht bewiesen und habe aus verschiedenen Gründen gar nicht stattfinden können. So schrieb „Der Katholik“, das Zentralorgan der katholischen Aktion, vor zwei Jahren unter dem Leitartikel: „Widukind reitet durch die deutschen Lande“ unter anderem: „Wie viele mögen damals (bei Verden) hingerichtet worden sein, ein oder zwei Dutzend? Wohl kaum mehr. Was darüber ist, ist Märchen.“

Eine Unterhaltung über diese Angelegenheit wäre überflüssig, wenn nicht in allerletzter Zeit in Zeitschriften und Zeitungen dieselben geschichtlich völlig abwegigen Be-

hauptungen ernstlich aufgestellt würden. Als Grundlage für diese Behauptungen wird meist ein in einer westfälischen Zeitschrift (Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde) erschienener Aufsatz des theologischen Doktors Prof. Karl Bauer über „Die Quellen über das sogenannte Blutbad von Verden“ zugrunde gelegt. Die Tendenz solcher Aufsätze liegt klar auf der Hand. Man möchte Karl I. von jeder Schuld freisprechen. Aber es geht nicht an, deshalb die Geschichte zurechtzubiegen.

Das, was in diesem Artikel von Bauer gesagt ist, ist nicht stichhaltig, wie wir gleich sehen werden, aber die Art, mit welcher Bauer zu Werke geht, ist gefährlich. Hierfür ein Beispiel: In den „Annales St. Amandi“ wird ein Befehl Karls I. erwähnt, in welchem es heißt, daß die zusammengetriebenen Sachsen (congregatos Saxones) hinzurichten seien (jussit eos decollare). „Decollare“ heißt soviel wie enthaupten, „abhalsen“. Bauer nimmt nun willkürlich an, dies deutlich überlieferte „decollare“ sei höchstwahrscheinlich ein Schreibfehler und bedeute entweder „desolare“, d. h. in die Verbannung führen, oder „delocare“, d. h. wegführen, umsiedeln.

Zur Art solcher Geschichtsauslegung muß man grundsätzlich sagen, daß sie äußerst gefährlich ist; denn, wenn man erst beginnt, einzelne Wörter, die einem nicht passen, einfach als Schreibfehler hinzustellen und sie durch andere, in die eigene Annahme passende Worte zu ersetzen, so muß das zu einer uferlosen Verfälschung der sicher überlieferten Quellen führen. Hiermit entwertet man die Quellen und ihre Erforschung überhaupt. Eine derartige Methode verstößt aber gegen den Geist eines sauberen germanisch-deutschen wissenschaftlichen Gewissens. Wir können sie uns daher nicht zu eigen machen. Was würde denn z. B. Herr Bauer sagen, wenn wir überall dort, wo desolare oder delocare steht, decollare einsetzen würden? Die zeitgenössischen Quellen sprechen eindeutig für die Tatsache des Sachsenmordes bei Verden. Die Hinrichtung der Sachsen bei Verden ist durchaus nicht, wie Bauer meint, ein in der deutschen Geschichte so beispielloses Ereignis, daß es gar nicht möglich wäre. Erinnern wir uns doch daran, daß die Westfranken in derartigen Terrorakten einige Übung hatten. Fast vierzig Jahre vor dem Bluttag von Verden, nämlich im Jahre 746, hatte der Oheim Karls, Karlomann, den schwäbischen Heerbann bei Cannstatt unter irgendeinem Vorwande zusammengerufen und meuchlings überfallen. Viele Tausende tapferer schwäbischer Führer und freier Bauern wurden hierbei umgebracht, wie die „Annales Petaviani“ („... ubi fertur, quod multa hominum milia cecederit“) melden.

Die Verdener Bluttat ist aber durch folgende zeitgenössische Quellen einwandfrei belegt: Zunächst melden die schon erwähnten „Annales Petaviani“, daß im Jahre 782 die Franken nicht nur eine Menge von Sachsen erschlagen haben, sondern auch viele ins Frankenland gefesselt abgeführt haben. Es wird also schon in diesem Bericht ein Blutbad erwähnt, wenn auch von einer Massenhinrichtung nicht ausdrücklich die Rede ist. Eine andere Quelle, die „Annales Mosellani“, spricht aber schon davon, daß Karl eine gewaltige Schar von Sachsen mit mitleidlosem Schwerte niederstach („atroci gladio confodit“). Aus diesem Ausdruck geht schon mit Sicherheit hervor, daß die Tötung nicht in offener Feldschlacht erfolgt sein kann, denn wozu sonst der Ausdruck „mitleidloses Schwert“? Im offenen Kampfe ist das Schwert immer mitleidlos. Es muß sich hier also mindestens um Gefangene gehandelt haben. Die dritte Quelle, die Mitteilung der „Annales St. Amandi“ ist bereits hier erwähnt, in ihr steht einwandfrei verzeichnet „jussit eos decollare“, d. h.: „Er befahl, sie zu enthaupten“. Deutlicher kann der Mordbefehl wohl nicht ausgedrückt werden.

Es kommen jetzt aber noch zwei weitere Quellen hinzu, nämlich das, was Einhart und das, was die Jahrbücher des Klosters Lorsch, die sogenannten Lorscher Annalen, über die Bluttat von Verden sagen. Beginnen wir mit der sichersten Quelle. Karl I. besaß einen amtlichen Hofgeschichtsschreiber namens Einhart. Dieser hatte vor allem die Aufgabe, die Taten Karls aufzuschreiben und ein Bild seiner Persönlichkeit zu geben. Einhart war in allem ein Kind seiner Zeit. Er war Schüler des Alkwin, jenes Mannes, der Karl I. in religiösen und kirchenpolitischen Dingen beriet, und von dem Karl seine Ideen des Gottesstaates übernommen hatte. Er war aber nicht nur amtlicher Geschichtsschreiber, sondern zugleich der engste Vertraute und Freund Karls. Karl selbst hat ihm auch über das Verdener Blutgericht berichtet, denn Einhart hat erst mehrere Jahre nach dem Verdener Blutgericht mit seinen Aufzeichnungen begonnen und war im Jahre 782 erst zwölf Jahre alt. Eins aber steht fest: dieser Mann als Vertrauter Karls hat sicherlich nichts geschrieben, was Karl irgendwie hätte belasten können,

vorausgesetzt, daß es nicht die lautere und anerkannte Wahrheit gewesen wäre. Ja, er hat den Mut besessen, sogar die Lorscher Annalen zu berichtigen. Die Lorscher Annalen sind bekanntlich zeitgeschichtliche Aufzeichnungen von höchstem Wert. Sie berichten über das Blutbad von Verden folgendes: „Am Berge Süntel fielen auch zwei königliche Gesandte: Adalgis und Gailo. Als der König das erfuhr, brach er mit den Franken, soviel er in der Eile zu den Waffen holen konnte, dorthin auf und kam bis zu dem Ort, wo die Aller in die Weser mündet. Dort kamen alle Sachsen erneut zusammen, unterwarfen sich der Herrschaft des erwähnten Herrn Königs und lieferten die Übeltäter, die jenen Aufruhr hauptsächlich inszeniert hatten, zur Hinrichtung aus: *Viertausendfünfhundert*." So wurde es dann auch durchgeführt, mit Ausnahme Widukinds, der zu den Normannen geflohen war. Die Zahlenangabe in dieser Quelle lautet ausdrücklich: „ad occidendum quatuor milia quingentos", d. h. *zur Hinrichtung viertausendfünfhundert*.

Nun könnte man ja die Richtigkeit dieser Angaben anzweifeln, wenn nicht gerade Einhart es gewesen wäre, der diese Lorscher Annalen überarbeitet und ergänzt hätte. In seinem Bericht über den Lippspringer Reichstag und die Bluttat von Verden heißt es u. a.: „Alle erklärten Widukind als Urheber dieses Verbrechens (Überfall am Süntel; der Verfasser); sie wären allerdings nicht imstande, ihn auszuliefern, da er nach verrichteter Sache sich sogleich zu den Normannen begeben habe. Da ließ Karl von jenen, die auf Widukinds Verhetzung hin ein so ungeheures Verbrechen vollführt hatten, volle 4500 ausliefern und an der Aller, bei einem Ort mit Namen Ferdi, sämtlich an einem Tage enthaupten." Auch hier heißt die Zahlenangabe: „ad quatuor milia quingentos", also ganz eindeutig: viertausendfünfhundert.

Der eindeutige Bericht Einharts kann keineswegs durch einige Sätze, wie sie Bauer bringt, entkräftet werden. *Quellen von solcher Klarheit und Eindeutigkeit lassen sich nicht durch Redensarten und willkürliche Umdeutungen abschwächen.*

Selbst hochstehende katholische Persönlichkeiten geben heute die geschichtliche Tatsache des Verdener Bluturteils zu, wie der sattsam bekannte Domvikar Dr. Conrad *Algermissen* in seinem (verbotenen) Buch „Christentum und Germanentum", wo er schreibt: „Was zunächst die Frage der Geschichtlichkeit jener Hinrichtung angeht, so sei gleich bemerkt, daß dieselbe historisch zu gut beglaubigt ist, wie nur irgendeine Tat der geschichtlichen Vergangenheit. Zeitgenössische Chronisten von absoluter Zuverlässigkeit, Menschen, die die Wahrheit wissen konnten und wissen mußten, sie auch sagen wollten, haben uns das Ereignis überliefert nach den verschiedensten Formulierungen und Redewendungen, so daß weder von Mißverständnis, noch Irrtum, noch Schreibfehlern die Rede sein kann. Unter diesen Chronisten ist kein Feind Karls des Großen. Es handelt sich nur um politisch neutrale Annalisten oder um Freunde, ja engste Freunde des Königs."

Diese Aussage eines geistigen Führers im katholischen Lager mögen sich diejenigen genau durchlesen, die gerade heute den geschichtlichen Tatbestand der Verdener Bluttat verfälschen wollen. Wir aber fragen uns, wozu diese Ehrenrettung Karls und für wen? Dr. Werner Petersen.

„*Unterschätzung des Germanischen?*" Unter dieser Überschrift bemüht sich die Berliner Zeitung „Germania" vom 3. November 1937 um die Feststellung, daß das germanische Element in der deutschen und europäischen Geschichte von den deutschen Historikern niemals vernachlässigt worden sei. Das hat, soweit mir bekannt, auch niemand behauptet. Die Fragestellung ist so nicht richtig, und die Schlüsse, die aus ihr gezogen werden, sind es auch nicht. Unsere Historiker mögen sich die Finger wund geschrieben haben, aber welchen Widerhall haben sie gefunden? Wie sah denn im allgemeinen die Vertretung germanischer Frühzeit in den verschiedenen Lehrbüchern aus? Welche Darstellung deutscher Geschichte — etwa bis zum Weltkriege — hat die Zeit *vor* dem Sturm der Kimbern und Teutonen berücksichtigt? Welche Darstellung hat zugegeben, daß die Germanen in Nord- und Mitteleuropa heimatberechtigt sind? Ich nehme die neueste Auflage der Geschichte der deutschen Literatur von *Vogt und Koch*, 1934, zur Hand und sehe, daß sie folgendermaßen beginnt: „In ungewisser Ferne liegt die Zeit, in der die Germanen zuerst einen Teil ihrer jetzigen Wohnsitze eingenommen haben. Nur das steht fest, daß sie am längsten in den deutschen und skandinavischen Ostseeländern heimisch sind." Das heißt doch: *vorher* waren sie dort nicht heimisch. Die alte Meinung, daß sie aus Hochasien stammen, ist hier nur in eine der Neuzeit besser angepaßte Form gebracht. Man schlage die bekannte deutsche Literaturgeschichte von

König bis in die neueren Auflagen oder die bekannte volkstümliche Deutsche Geschichte *Stackes* auf: man wird überall bestätigt finden, daß unsere großen Historiker vergebliche Arbeit geleistet haben. Und mit der Annahme einer Einwanderung aus Asien hängt ohne weiteres die andere eines in Barbarei verharrenden Nomadentums zusammen. Ohne die Anerkennung der nordeuropäischen Heimat der Germanen bleibt alle Arbeit für Vor- und Frühzeit vergeblich. Was konnte so manche Geschichtsschreiber veranlassen, die Arbeiten über sie in Mißkredit zu bringen? Als z. B. *Latham* als erster aus der „Familie" der Sprachforscher sich 1851 für Europa aussprach, nannte ihn *Viktor Hehn* einen „originellen Kopf aus dem Lande der Sonderbarkeiten (England)". Entweder wurden dahinzielende Arbeiten verlacht oder sie wurden totgeschwiegen. Wie anders ist es zu erklären, daß meine Geschichte der Germanenforschung, 1921/25, mit so vielen Namen aufwarten konnte, die einfach der Vergangenheit anheimgefallen waren?

Die „Germania" beruft sich dabei auf eine Schrift H. *Dannenbauers*, „Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft", die bereits 1935 erschienen ist. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt." Aus ihr wird hervorgehoben, daß unsere Historiker, wie z. B. die Schule von Waitz und Brunner, allzu einseitig alles nur vom germanischen Erbe ableiten wollten. „Braucht die deutsche Geschichtswissenschaft schon aus diesem Grunde hinsichtlich ihrer Haltung zum germanischen Altertum nicht umzulernen und umzuwerten, so lehnt Dannenbauer derartige Forderungen nicht zuletzt auch deshalb ab, weil eine Beeinflussung der Wissenschaft von äußeren Zwecksetzungen her die Wissenschaft aufheben muß." Daß die deutschen Historiker alles einseitig vom germanischen Erbe abgeleitet hätten, hören wir mit großem Erstaunen und fragen: Was haben sie denn, wenn es wirklich so wäre, damit erreicht? Dannenbauer weist darauf hin, daß die Lehren von Waitz in Frankreich und England großen Anklang gefunden haben. Das stimmt freilich, würde uns aber in diesem Zusammenhang doppelt überraschen: wie konnte man in Ländern, in denen ein ganz anderes Nationalbewußtsein herrschte als bei uns, sich ausgerechnet einem deutsch oder germanisch bestimmten Forscher anschließen? War das, was Waitz lehrte, wirklich abwegig? Seine Schuld war es so wenig, wie es unsere Schuld ist, daß sich die Rassenverhältnisse in Europa so gestaltet haben, daß den Germanen ein kulturelles Übergewicht zukommen mußte. Und was ist hier unter „äußeren Zwecksetzungen" zu verstehen? Der „Germania" würden freilich andere „Zwecksetzungen" liegen, als etwa die Dreiheit „Rasse, Kultur und Heimat", die ich als Leitziel meiner schon genannten Arbeit aufgestellt habe — falls darunter Zwecksetzungen zu verstehen sein sollten.

Bei einer solchen Einstellung ist es zu verstehen, daß Dannenbauer sich unbedingt zu einer voraussetzungslosen Wissenschaft bekennt. Ich möchte dagegen fragen: Wer in aller Welt kann sich so entäußern, daß er seine Arbeit als „voraussetzungslos" gelten lassen will? Aber Mommsen, der das Wort von der voraussetzungslosen Wissenschaft geprägt hat, wollte darunter nichts anderes verstanden wissen als Wahrhaftigkeit. Ich glaube kaum, daß diejenigen Forscher, die sich nicht unbedingt zur voraussetzungslosen Wissenschaft bekannten, auf den Titel der Wahrhaftigkeit verzichtet haben. Voraussetzungslosigkeit besagt nach meinem Sprachgefühl, daß für den Forscher vor dem Beginn seiner wissenschaftlichen Arbeit überhaupt nichts vorhanden ist; sie bedeutet daher für mich — und sicher auch für einen größeren Kreis — die Lösung aller völkischen und rassischen Bindungen und sozusagen eine Entpersönlichung. Es wird sich heute schwer ausmachen lassen, welche Gedanken in Mommsen zusammenströmten, als er diesen Ausdruck schuf. Er ist sein persönliches Eigentum, an dem man sich nicht so ohne weiteres vergreifen sollte. „Eines schickt sich nicht für alle." Bei aller Achtung vor der Leistung Mommsens möchte ich glauben, daß nicht einmal auf ihn der Ausdruck vollständig zutrifft. Wir, die wir auf bewußt völkischem Boden stehen, können ihn uns nicht zu eigen machen, ohne uns selbst aufzugeben. „Zerknirscht" müssen wir dieses Geständnis den Ermahnungen der „Germania" und Dannenbauers entgegenhalten.

Th. Bieder.

Gerade das Gegenteil tun ist auch eine Nachahmung, und die Definition der Nachahmung müßte von Rechts wegen beides unter sich begreifen. Lichtenberg

Die Bücherwaage

Ulrike und Heinrich Garbe, **Frauenschicksal — Frauengröße.** Lebens- und Charakterbilder germanischer Frauen von der Frühzeit bis zur Gegenwart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In diesem Buche werden die Lebensläufe hervorragender germanischer Frauen aus den verschiedenen Zeitaltern lebendig dargestellt. Es wird uns klar, daß trotz Bekehrung und trotz aller fremden Einflüsse das eigentliche Wesen der Frau sich nicht wandelte. Handelnd oder leidend setzen alle diese Frauen ihre Seelenhaltung durch, die sie mit ihrem Blut ererbt haben und die sie stolz und stark in ihrem Leben bewahren. Das ist das Gemeinsame, das alle diese Frauen miteinander verbindet. Radegunde erfüllt das ihr eingeborene Gesetz, indem sie von dem durch die fremde Lehre in sittlichen Zerfall geratenen Frankenhof ins Kloster flüchtet, um ihre Ehre zu bewahren. Bei Hildegard von Bingen erwacht die ererbte Sehnsucht nach Wahrheit; sie sagt sich von den Fesseln kirchlicher Dogmatik los, obwohl sie die Kirche selbst noch anerkennen muß. Unbeugsam in ihrer Kraft und in ihrem Willen geht Karoline Neuber den Weg ihrer Sendung, der deutschen Schauspielkunst gebührendes Ansehen zu schaffen. Karoline von Humboldt wiederum steht neben ihrem Manne, den sie trotz schwerer Schicksalsschläge in ihrer Familie bei seinem Aufbauwerk am preußischen Staat unterstützt. Im Weltkrieg steht die deutsche Frau als Mutter, Gattin und Braut in gleichem Heldentum neben dem Frontsoldaten, und in der Wende zu unserer Zeit sind Elsa Brandström und Karin Göring Vorbild und Beispiel. — In sprachlich guter Darstellung sind die Bilder solcher Frauen in diesem Buch gezeichnet, das man nur eindringlich empfehlen kann. Annemarie Lorenzen.

Karl Schulz, **Breslau-Gräbschen in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit.** Heimatkunde einer Vorstadt. 1934.

Das Buch entspricht dem Wunsche einer modernen Heimatkunde nicht so sehr; da die Behandlung der für uns wichtigsten Überlieferungen, Vorgeschichte und Volkskunde recht kurz ist. Im übrigen gibt es eine erschöpfende Übersicht der historischen Daten. W. Mähling.

Friedrich Bestehorn, **Deutsche Urgeschichte der Insel Potsdam.** Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Abbildungen. Verlag v. A. W. Gayn's Erben, Potsdam, 1936.

Verfasser versucht mit verschiedenen Forschungsmethoden die Vorgänge der mittelalterlichen Kolonisation in ihrer Entwicklung darzustellen. Seine Absicht, „die Besitztumsgrenzen im dörflichen Gelände" auf ihre Urformen zurückzuführen, kann nicht volle Zustimmung erfahren. Ebenso wird die Herleitung der Wenden aus dem Stamm der Weneti und ihre Abtrennung aus dem „altslawischen Stammesbereich" dem augenblicklichen Stand der Forschung nicht gerecht. W. Mähling.

Arno Mulot, **Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit.** J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1937.

Diese Darstellung der Dichtung vom Bauerntum aus unserer Zeit erschöpft sich nicht in der bloßen Wiedergabe des Inhalts einiger Dichtungen, sondern sieht die Zusammenhänge und weiß das Wesentliche herauszustellen und vom Unwesentlichen zu scheiden. Das ist heute besonders notwendig, wo Bauerntum in der Dichtung große Mode ist. Dieses Vorstoßen zum Wesentlichen und Eindringen in die Tiefen der Dichtung kommt schon in der Gliederung zum Ausdruck, die nicht von literaturgeschichtlichen Begriffen, sondern vom Bauerntum selbst und seinen Gegebenheiten ausgeht.

Es seien hier einige Sätze aus der Schlußbetrachtung wiedergegeben, mit denen unsere heutige Dichtung vom Bauerntum gekennzeichnet wird:

„Auf dem Wege zur bäuerlichen Wirklichkeit hat die deutsche Dichtung der Gegenwart die Zone nebelhafter idyllischer Schleier durchstoßen ... Zwar greift sie in den starken naturhaften Lebensgrund des Bäuerlichen hinab, aber sie häuft nicht Tatsachen an, die, aus ihrem Zusammenhang gerissen, sinnentleert und entseelt in ‚neuer Sachlichkeit' aneinandergereiht werden. Sie wendet sich vielmehr der bäuerlichen Wirklichkeit mit jener Ehrfurcht zu, die sie auf inneren geheimen Richtungswillen verpflichtet."

Dr. Hans Lorenzen.

Arnold Schober, **Die Römerzeit in Österreich, an den Bau- und Kunstdenkmälern dargestellt.** Verlag Rudolf M. Rohrer, Baden b. Wien 1935.

Das Buch gibt in kurzer und eindringlicher Form ein Bild der provinzial-römischen Kultur und ihrer engen Beziehung zur jungeisenzeitlichen Epoche.

W. Mähling.

Ernst Frauendorf, **Vorgeschichte des Stadt- und Landkreises Altenburg (Thür.).** Verlag Theodor Körner, Altenburg 1936.

Das mit gutem Bildmaterial versehene Buch gibt einen hinreichenden Überblick über die vorgeschichtliche Besiedlung. Zur besseren Anschauung im Unterricht wäre es wünschenswert, eine topographische Karte für die Gesamtfundverbreitung als Grundlage zu nehmen. W. Mähling.

Dr. G. Kopf, **Die Besiedlung Württembergisch-Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** Schwäbisch-Hall. 1936.

Die räumliche Betrachtung der vorgeschichtlichen Besiedlung, insbesondere die Hinweise auf die intensiven Handelsbeziehungen und Kulturausstrahlungen lassen den Mangel an gutem Bildmaterial nicht zu stark hervortreten. Das perspektivische Kartenbild vorgeschichtlicher Besiedlung ist ein interessanter Versuch.

W. Mähling.

Zeitschriftenschau

Elbinger Jahrbuch, Heft 14, Teil 1, 1937. Bruno Ehrlich, **Der preußisch-wikingische Handelsplatz Truso.** Die alte Streitfrage, wo Truso gelegen hat, ob Truso mit Meislatein oder Elbing gleichzusetzen ist, ist durch die neuen Ausgrabungen in Elbing endgültig entschieden worden. Ehrlich berichtet über die Geschichte der Trusoforschung und die neuen Ausgrabungen. — Werner Neugebauer, **Die Bedeutung des wikingischen Gräberfeldes in Elbing für die Wikingerbewegung im Ostseegebiet.** N. ergänzt den Aufsatz von Ehrlich und würdigt die Funde im neu entdeckten Wikinger-Gräberfeld in Elbing und ihre Bedeutung für die Geschichte der Wikingerzeit. — **Forschungen und Fortschritte,** 13. Jahrgang, Nr. 32, 1937. Wolfgang Pax, **Der magische Kreis im Spiegel der Sprache.** Die Umhegung und kreisförmige Umwandlung spielt im Kult und Glauben vieler Völker eine große Rolle. Bis in die urindogermanische Zeit geht die Umwandlung des Herdfeuers durch die Braut zurück, „später wurde Altar oder Lesepult in der Kirche umkreist". Auch im Totenkult begegnen wir der Umwandlung: auf dem Sockel der Säule des Antoninus Pius finden wir die Umkreisung des Scheiterhaufens des toten Feldherrn bildlich dargestellt. Pax hebt sodann die Bedeutung der Sitte der kultischen Umwandlung für die Indogermanen hervor. Er hat vor allem die Etymologie des Wortes amphipolos untersucht, das mit lateinisch anculus und altindisch abhicarah übereinstimmt. Nach Pax bezeichnet es nicht, wie bisher angenommen wurde, als „den dienstuend um eine andere Person sich herumtummelnden Diener", sondern „den um ein Heiligtum im Kreise herumwandelnden Priester". Doch dürfte es zu gewagt sein aus dieser Wortgleichung auf das Vorhandensein eines Priesterstandes in urindogermanischer Zeit zu schließen, wie es Pax tut. — **Forschungen und Fortschritte,** Nr. 34, Hans Piesker, **Haus- und Hüttengrundrisse aus der Stein- und Altbronzezeit Niedersachsens.** In den letzten Jahren ist zum erstenmal die Entdeckung eines ganzen Dorfes des Großsteingrabvolkes (Megalithkeramiker) in der Nähe der Ortschaft Dohnsen im Kreise Celle gelungen. Piesker vergleicht die Hausgrundrisse dieser Siedlung mit anderen desselben Gebietes. Es ergibt sich, daß das rechteckige Haus von Dohnsen die unmittelbare Vorstufe ist zu bronzezeitlichen Häusern wie z. B. dem Vorhallenhaus von Baven. — **Die Welt als Geschichte,** 3. Jahrgang, Heft 2/3, 1937, Altheim und Trautmann, **Nordische und italische Felsbildkunst.** In dieser sehr wichtigen Arbeit wird der Nachweis geführt, daß die Felsbildzeichnungen der Val Camonica eine erstaunliche Ähnlichkeit haben mit den schwedischen, vor allem von Bohuslän. Die Urheber der oberitalischen Felszeichnungen gehören zu der latinischen Gruppe der indogermanischen Ita-

liker. Aus diesem vorläufigen Bericht schon ist zu ersehen, daß die Erklärung der italischen Felsbilder nicht nur für die altrömische Religion von ungewöhnlicher Wichtigkeit ist, sondern auch für die Erforschung der schwedischen Felszeichnungen. Germanen und Italiker sind nächstverwandte indogermanische Völker, deren Überlieferungen sich gegenseitig ergänzen und wechselseitig aufhellen. Dieser Umstand ist den Sprachwissenschaftlern längst bekannt und wird von ihnen berücksichtigt. Wir hoffen, daß die Auffindung der altitalischen Felsbilder der Anstoß dazu wird, daß nun endlich der Gesichtspunkt der Zusammenschau auch für die Kultur- und Religionsforschung fruchtbar gemacht wird. — **Deutscher Glaube,** Dezemberheft 1937. Hauer, **Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst.** Hauer berichtet über die ungewöhnlich anregende Arbeit von Strzygowski mit dem gleichlautenden Titel, zu dessen Ausführung ihn Hauer angeregt hat. Hauers sehr beachtliche Darlegungen werden zur richtigen Einschätzung der Bedeutung der Forschungen von Strzygowski beitragen. Übrigens kritisiert Hauer auch einige weniger wesentliche Auffassungen von St. in treffender Weise. — **Volk und Rasse,** 12. Jahrgang, Heft 11, 1937. Gerhard Heberer, **Neuere Funde zur Urgeschichte des Menschen und ihre Bedeutung für Rassenkunde und Weltanschauung.** Wir haben in Germanien mehrfach die katholisch-klerikale sogenannte Volkskunde beleuchtet. Dieselben Vorgänge spielen sich in der biologischen Wissenschaft ab und werden von Heberer dankenswerterweise klar beleuchtet. Man versucht, wie Heberer belegt, mit ganz unzulänglichen Mitteln das Vertrauen zu der biologischen Forschung zu untergraben. — **Odal,** 6. Jahrgang, Heft 5, November 1937. Gottlob Berger, **Die gotische Bewegung in Schweden.** Vor mehr als hundert Jahren schlossen sich in Stockholm einige Männer zusammen, unter ihnen waren die Dichter Tegnér und Geijer, die die Bedeutung der nordischen Vorgeschichte erkannt hatten. So sagt Tegnér: „Zurück zur Vorgeschichte, ohne Vorgeschichte keine Geschichte, und ohne Geschichte kein neues Volk! ... Ist es nicht traurig, wenn es sich in unseren Zeiten für einen guten Patrioten gehört, das schwedische Königsgeschlecht von Noah herzuleiten?!" Diese Männer „wurden besonders zur Bekanntschaft mit dem nordischen Altertum hingezogen, weil der, welcher des Flusses Lauf kennenlernen will, gerne die Quelle aufsucht, und weil die Vorzeit, die uns im nordischen (Helden-) Sang der Sage (diese Gesänge und Sagen mögen ebensoviel Dichtung enthalten, wie alle anderer Völkerschaften Geschichtsquellen auch) auch dem nordischen Gottglauben entspringt, ebenso für den Charakter als Vorbild im Hinblick auf die gesamte nordische Geschichte angesehen werden kann. Denn in keines Volkes Sagen tritt das Heldenleben so scharf und kraftvoll hervor, wie in denen des Nordens". Mehrere Jahrzehnte gab dieser Kreis eine Zeitschrift „Iduna" heraus, die für diese Gedanken eintrat. Wie Berger am Schluß feststellen muß, endete diese Bewegung, die für Schweden von ungeahnter Bedeutung hätte werden können, „ohne einen nachhaltigen Einfluß auf die innere Gestaltung des Volkes ausgeübt zu haben". — **Die Kunde,** Jahrgang 5, Nr. 8/9, 1937. Plath, **Mittelalterlicher Kienspanleuchter.** Plath veröffentlicht drei Tonleuchter aus dem Kreis Lüneburg, dem Kreis Gifhorn und aus Braunschweig, von denen zwei in erheblicher Tiefe gefunden worden sind, so daß man annehmen muß, daß sie seit langem nicht mehr in Gebrauch waren. Plath erkennt diese Tonleuchter richtig als Kienspanhalter. Die Sammlung dieser Tonleuchter ist in der Tat sehr wichtig. Es mag daher hier angefügt werden, daß ähnliche Tonleuchter bisher aus Holland, Schweden, Mecklenburg, Brandenburg und Württemberg bekannt sind. Über diese Leuchter haben gearbeitet G. Mirow, Mittelalterliche Lichtstöcke aus gebranntem Ziegelton in Brandenburg, Museumsblätter, N. F. 11, 1929; H. Zeiß, Die Zeitstellung der Lichtstöcke aus Ton, Germania-Anzeiger der german.-röm. Kommission, Jahrgang 16, 1932, S. 138 ff. Den sinnbildlichen Gehalt dieser Leuchter und ihre große Bedeutung für die germanische Vorgeschichte hat Herman Wirth erkannt, der in ihnen Turmdarstellungen sieht. Dr. O. Huth.

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Februar Heft 2

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

König Heinrich I. als Gegner des politischen Klerikalismus

Die Vertreter der herkömmlichen Geschichtsauffassung behaupten immer wieder, Heinrich I. habe sich in seinen späteren Jahren der Kirche genähert und schon jene politische Verbindung mit ihr ins Auge gefaßt, die dann sein Sohn Otto durchführte. Man weist darauf hin, daß seine Gemahlin Mathilde besonders kirchlich gesinnt gewesen sei, daß er selber seinen jüngsten Sohn zum Geistlichen bestimmt und gegen Ende seines Lebens der Kirchenzucht besondere Sorge gewidmet und das Kloster Quedlinburg gestiftet habe. Ja, man wollte in seiner angeblichen späteren konziliaten Kirchenpolitik sogar eine Bestätigung für die Nachricht Widukinds von dem Plan eines Romzuges gewinnen. Und schließlich verleitete der Bann dieser irrigen Auffassung manchen Forscher, die Stellung des ersten deutschen Königs zur Kirche überhaupt von Anfang an mit freundlicheren Farben zu malen. Ohne eine ausreichende Unterlage nahm der Berliner Rechtshistoriker Ulrich Stutz an, die Geistlichkeit habe schon bei Heinrichs Designation im Jahre 919 ihren Einfluß geltend gemacht. (Sitzungsbericht der Berliner Akademie 1921 S. 417 f.) Heinrichs entschiedene Ablehnung der Salbung und Krönung aber durch den Metropoliten seines Reiches versuchte Theodor Lindner mit der Überzeugung des Neuerwählten zu begründen, er habe noch nicht die allgemeine Anerkennung besessen (Weltgeschichte II, 282). Und doch läßt der Bericht Widukinds keinen Zweifel, daß sich Heinrich nach seiner Wahl zu Fritzlar durchaus als anerkannter König gefühlt hat. Stolz sprach er es aus, er sei als erster seines Geschlechtes zu der Königswürde emporgestiegen und habe sie allein Gottes Gnade und seinem Volk zu verdanken. Zum mindesten also hielt er eine nachträgliche kirchliche Krönung für überflüssig.

Die Dinge liegen denn auch in Wirklichkeit ganz anders als sie die hergebrachte fachwissenschaftliche Einstellung sieht, die bestrebt ist, die Geschehnisse der Regierungszeit Ottos des Großen schon in die seines königlichen Vaters hineinzudeuten und die ottonische Mythenbildung fortzusetzen. Schon vor einem Menschenalter habe ich im zweiten Bande meiner „Wirtschaftlichen Tätigkeit der Kirche in Deutschland" ein anderes Bild König

Heinrichs entworfen, das die offizielle Geschichtswissenschaft freilich völlig unbeachtet gelassen hat. Der Begründer des deutschen Reiches ist von seinen Anfängen an bis zu seinem Lebensabend allzeit ein Gegner des politischen Klerikalismus gewesen. Er lehnte grundsätzlich und bewußt seine Einmischung in das staatliche Machtgebiet ab und stemmte sich jeder volksvernichtenden Erweiterung des kirchlichen Wirtschaftsbesitzes mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft entgegen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man in den schmerzlichen persönlichen Erfahrungen, die Heinrich noch als sächsischer Herzog hatte erdulden müssen, Ursprung und Anlaß zu einer nicht gerade freundlichen Stimmung gegen die Kirche sucht. Klerikale Unduldsamkeit hatte ihn einst gezwungen, seine erste Ehe mit Hatheburg, der Tochter des Grafen Erwin vom Hochseegau, die in unkanonischer Weise geschlossen war, zu lösen und sich von der Jugendgeliebten, die schon ein Kind von ihm trug, zu scheiden. Auch berichtet Widukind von dem Versuch des Mainzer Erzbischofs Hatto I. (891—913) im Interesse König Konrads den Herzog Heinrich durch Meuchelmord zu beseitigen, der diesen dann im Jahre 912 bewog, Hand auf die Mainzer Güter in Thüringen zu legen und mit ihnen seine weltlichen Getreuen zu belehnen. Wie hätte der Mann ein innerliches Verhältnis zu der Kirche gewinnen können, den eigene schwere Erlebnisse von der rücksichtslosen Unduldsamkeit und Härte ihrer Gesetze und von dem zelotischen Fanatismus ihrer Vertreter genugsam überzeugt hatten?

Seinen persönlichen Erfahrungen gesellten sich alsdann die politischen Erkenntnisse. Auf einer Generalsynode zu Hohenaltheim bei Nördlingen hatte das Bischoftum Deutschlands im Jahre 916 dem fränkischen König Konrad seine Hilfe gegen das von ihm bekämpfte deutsche Volksherzogtum angetragen. Aber nicht als Organe oder Beamte des Königtums gebärdeten sich dort die Kirchenfürsten, sondern wie Macht mit Macht verhandelten sie mit dem König und boten ihm großmütig ein Bündnis an. Ausdrücklich wahrten sie ihre Sonderstellung inmitten des Staatsgefüges, indem sie den Geistlichen die Freiheit von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit und das Recht der Berufung an den Papst zusprachen. Nicht das Königtum, sondern der Stuhl Petri zu Rom galt ihnen als höchste Appellinstanz der deutschen Kirche. Und nicht vor das Königsgericht, sondern vor eine kirchliche Synode seiner Landesbischöfe luden sie den Herzog Arnolf von Bayern, der seit dem Jahr 907 den Grundbesitz von 17 Klöstern zur materiellen Sicherung seiner Lehensleute für den Ungarnkampf eingezogen hatte. Daß diesen „Gesalbten des Herrn", die im Dorfkirchlein von Hohenaltheim tagten, nicht an einer Stärkung des königlichen Regiments gelegen war, ist dem Sachsenherzog Heinrich von vornherein klar gewesen. In nüchterner politischer Erkenntnis der Sachlage hat er den Bischöfen seines Landes die Reise nach Hohenaltheim verwehrt. Die Konstellation war eine ganz ähnliche wie später im Jahre 1863, als Bismarck seinen König von dem Frankfurter Fürstentag fernhielt, der unter dem Vorsitz des österreichischen Kaisers über eine Reform des altersmorschen deutschen Bundes beriet.

Diese Vorgänge von Hohenaltheim allein und Heinrichs Stellung zu ihnen geben uns den Schlüssel zum Verständnis, weshalb er drei Jahre später nach seiner Königswahl die Krönung durch Heriger, den Nachfolger jenes ihm verhaßten Mainzer Bischofs Hatto mit voller Entschiedenheit zurückgewiesen hat. Weil er sich nicht wie sein Vorgänger Konrad von den Bischöfen leiten lassen wollte, weil er den Episkopat nicht als eine gleichberechtigte Macht anzuerkennen gedachte, die ihren Oberherrn in einem fremdländischen Souverän, dem römischen Papst verehrte, verschmähte er es, aus der Hand seines Vertreters die Weihe der königlichen Hoheitszeichen zu empfangen, zu deren Träger ihn bereits der sterbende König designiert hatte und die er durch die Wahl der beiden Hauptstämme seines Volkes und durch die Huld seiner weltlichen Getreuen von Gottes Gnaden rechtmäßig besaß. Daß ihn allein politische Gründe zur Ablehnung der

kirchlichen Krönung bestimmt haben, hat die Geistlichkeit mit dem ihr eigenen feinen Spürsinn gar wohl erkannt. Deutlich spricht dafür jenes Wort, das nach der Lebensbeschreibung Ulrichs von Augsburg der Fürst der Apostel dem Bischof in einer nächtlichen Vision zugeraunt haben soll: „Melde dem König Heinrich, daß jenes Schwert dort ohne Knauf einen König darstellt, der ohne bischöflichen Segen sein Reich regiert, dieses Schwert aber mit dem Knauf einen König, der das Steuer des Reiches mit göttlichem Segen hält." Heinrich verlangte nicht nach dem göttlichen Segen, den diese Zweischwertervision dem bischöflichen Segen gleichsetzte, einem Segen, der nur zu wahrscheinlich zu einem „Befehl nach dem Willen Gottes" werden mußte, wie ihn einst im Jahre 842 die anmaßenden Bischöfe den Söhnen Ludwigs des Frommen gegenüber zu Aachen geltend gemacht hatten. (Nithard, Hist. IV, 1.) Mit Recht hat darum Ranke (Weltgeschichte III, 464) behauptet, „daß in Heinrichs Haltung der erste Schritt lag, um Germanien von der unbedingten Herrschaft des Klerus und selbst des Papstes zu emanzipieren".

Fortan ist König Heinrich der antiklerikalen Politik unentwegt treu geblieben, die er während seiner Herzogszeit befolgt hatte. Ja, der ehemalige Herzog hat als König die große politische Lebensfrage seiner Zeit, die Eingliederung des Volksherzogtums in den deutschen Reichsverband nicht mit Hilfe der Kirche, sondern recht eigentlich im Gegensatz zu ihr zu lösen versucht. Die Kirche hat die Kosten des Friedens bezahlen müssen, den er mit den Herzögen der deutschen Länder geschlossen hat. Ohne Zögern gewährte er dem Bayernherzog Arnolf das Recht, in seinem Hoheitsgebiet die Bischöfe zu ernennen und über das Kirchengut zu verfügen. Damit sind hier landesherrliche Machtbefugnisse über die Kirche begründet worden, die noch auf kommende Jahrhunderte ihre Wirkung erstrecken sollten. Denn zweifellos hat aus ihnen später Heinrich der Löwe, der ja auch Bayernherzog war, Anlaß und Anregung geschöpft, um in seinem großen Kolonialgebiet an der Ostsee gleichfalls die Kirchenhoheit des Landesherrn durchzusetzen und den Bischöfen von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin die Investitur zu erteilen. König Heinrichs Kirchenpolitik in Bayern verbindet seine geschichtliche Gestalt aufs engste mit der Heinrichs des Löwen und verknüpft die Betätigung der beiden großen Kolonialfürsten des Ostens zu einem einheitlichen Werk.

In Schwaben behielt sich König Heinrich wohl selber das Recht der Bischofsernennung vor, räumte aber immerhin bereitwillig dem Herzog Burkhart ein Präsentationsrecht ein.

Die Verfügung über das Kirchengut dagegen gestand er auch diesem in vollem Umfang zu. Ähnlich wie in Schwaben gestalteten sich die Verhältnisse in Lothringen. Die Besetzung der Bistümer lag in der Hand des Königs, das Verfügungsrecht über ihre Güter aber in der Macht des Herzogs Giselbert, der im Jahr 928 auch sein Tochtermann geworden ist.

So verblieb nunmehr die Oberhoheit über den Besitz der Kirche, die sie in den karolingischen Spätzeiten stets dem Königtum bestritten hatte, uneingeschränkt den neuen Stammesgewalten. Der König freilich hielt mit Ausnahme Bayerns an seinem Recht der Ernennung der Kirchenfürsten seines Reiches fest. Es ist überaus bedeutsam, daß König Heinrich gerade die Wirtschaftskräfte der Kirche den Herzögen in vollem Umfang überantwortet hat. Hauptsächlich sind es militärische Gründe gewesen, die ihn dazu veranlaßten. Der sächsische Stammesherzog wußte gar wohl den Wert des Grund und Bodens für die Besoldung der Reisigen zu würdigen gerade in diesen Sturmzeiten der unausgesetzten Kämpfe mit den Ungarn. Zweifellos hat Heinrich somit ein wirtschaftliches Landeskirchentum in unserem Volke begründet. Allein es geschah im Dienste der Wehrhaftigkeit der Länder und also zum Schutze des Reiches gegen den auswärtigen Feind.

Den militärischen Beweggründen Heinrichs gesellen sich aber unverkennbar auch solche einer ausgesprochen *nationalen Bodenpolitik*.

Das *Verfügungsrecht über den kirchlichen Grundbesitz*, das Heinrich den Herzögen bewilligte, hat er auch selber als sächsischer Landesherr zugunsten seiner Gefolgsmannen vollauf beansprucht und ausgeübt. Das geschah schon im Jahre 912, als er das Mainzer Kirchengut in Thüringen beschlagnahmt und damit seine getreuen Kriegsleute belehnt hat. Und noch auf dem Landtag des Jahres 932 erklärte er mit voller Entschiedenheit, daß ihm eine weitere Zahlung des Ungarntributs nur bei einer Säkularisation des kirchlichen Grundeigentums möglich sei. In diesen Zusammenhang gehört auch, daß er einst nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin ihre reiche Land-Erbschaft nicht der Kirche auslieferte, wie diese gehofft hatte, sondern für sich selber behielt. Heinrich war eben ein Gegner aller Anhäufung des Immobiliarbesitzes in der toten Hand. Er ist zeitlebens der germanische Bauer geblieben, der nach den Worten eines der Vertrautesten seines Sohnes, des Geschichtsschreibers Liudprand (Antap. 4, 28) stolz war auf sein einfältiges Bauerntum. In seiner Seele haftete darum die uralte germanische Überzeugung von der Bedeutung und Notwendigkeit des Bauernstandes, wie sie einst in den volksrechtlichen Bestimmungen über die Gebundenheit des Erbhofes für die Familie und in der Festlegung des alleinigen Gutserbes der Söhne durch das inhaltlich dem Sächsischen Recht verwandte Thüringische Volksrecht ihren Ausdruck gefunden hatte. Darum mußte er den Vorstoß der Kirche gegen diese Gebundenheit mißbilligen, die ja ihrer orientalischen Lehre von der Sündensühne durch Gutsschenkung den schärfsten und nachhaltigsten Widerstand leistete. Immer wieder haben die geistlichen Erbschleicher jener Zeiten den germanischen Bauern die frivolen Worte des Salvian von Marseille eingehämmert: „Wer sein Vermögen seinen Kindern hinterläßt, statt es der Kirche zu schenken, der handelt gegen den Willen Gottes.“ Sicherlich hat Heinrich auch daran gedacht, daß einst vor hundert Jahren in seinem von den Franken eroberten Sachsenlande die Ausstattung der Pfarreien nur auf Kosten der alten Hufenbesitzer und der germanischen Anschauungen vom Grundbesitz erfolgt war. Der bodenverbundene Bauer in Heinrich wehrte sich instinktiv gegen die von der Kirche geforderte und geförderte Mobilisierung des Grundbesitzes und damit gegen das erste Eindringen des römisch-rechtlichen Eigentumsbegriffes in altheiliges germanisches Gewohnheitsrecht. In seinen 36 Diplomen für kirchliche Empfänger hat er deshalb meist nur Verleihungen seiner Vorgänger bestätigt. Lediglich in fünf von ihnen hat er selber Neuschenkungen geringfügigen Grundbesitzes vorgenommen. Ja, die Gaben, die er dem heiligen Veit von Korvei spendete, bestanden nicht aus fiskalischem Gut, das einstmals die Karolinger leichtsinnig an Kirchen vergabt hatten, sondern aus Gold und Edelgestein. Mit vergänglichen, nicht mit unvergänglichen nationalen Schätzen bedachte er das Kloster. Selbstverständlich hat dann das königliche Beispiel auch die Schenklust der Privatpersonen ungünstig beeinflußt. Schmerzlich genug haben den merklichen Rückgang der betörten Freigiebigkeit damals deutsche Klöster wie Fulda, Lorsch, Salzburg, Freising und St. Gallen gespürt und empfunden. Einwandfrei ist das beträchtliche Erlahmen der Landschenkungen an sie aus den erhaltenen urkundlichen Verzeichnissen der Traditionen feststellbar und ersichtlich. Und diese Zeugnisse wiegen um so schwerer, als ihre geistlichen Verfasser ja sonst niemals eine Schönfärberei der Zustände ihrer Grundherrschaften gescheut haben und sich im Lobpreis ihres Reichtums und ihrer Segnungen nie genug tun konnten. Es unterliegt keinem Zweifel: Heinrichs mannhafte und zielbewußte germanische Bauernpolitik hatte einstweilen *jenen unheilvollen Prozeß zum Stillstand gebracht, der eine Überfremdung des deutschen Volks- und Staatsbodens an die Romkirche bezweckte*, die Kirchenhörigkeit des deutschen Bauernstandes und letztlich die klerikale Versklavung des deutschen Menschen erzwingen wollte.

Gar wohl begründet war darum das doppelte Lob, das der kölnische Kleriker Ruotger, der Biograph seines jüngsten Sohnes Brun dessen königlichem Vater (Kap. 3) gespendet hat, „daß er gleichermaßen die Schäden aus dem gesunden Fleische des Reiches zu schneiden wie sie auszuheilen“ bestrebt gewesen sei. Nirgends wird diese zwiefache Tätigkeit eines Arztes offenbarer als in der Bauernpolitik des ersten deutschen Königs. Und so wurde er durch seine mutige Abwehr klerikalen Landhungers zum Fürsprecher germanischer Bauernsitte, zum Anwalt der uralten Gebundenheit des Bodens, der Verbundenheit von Gut und Geschlecht — drei Jahrhunderte ehe der Sachsenspiegel dieses Germanenerbe abermals verteidigte und deshalb im Jahre 1374 den verfluchenden Bannspruch eines römischen Papstes über sich ergehen lassen mußte. In der Geschichte jeder wahrhaft nationaldeutschen Boden- und Bauernpolitik wird deshalb Heinrich I. gleich unvergessen bleiben wie Eike von Repgow. Die geschichtliche Erkenntnis berührt sich mit der Volkssage, die schon Heinrich I. als den unsterblichen bergentrückten Volkskönig feierte, der im Sudemerberge bei Goslar weilt und in der Notzeit seines Volkes dereinst wiederkehren wird. Gewißlich wurzelt die Sage nicht minder in dem Segen seiner volkserhaltenden Reichsfriedenspolitik als in dem Ruhmesglanz seiner kriegerischen Großtaten.

Eine Ergründung des Verhältnisses von Kirche, Reich und Staat in der Regierungszeit Heinrichs I. kann jedenfalls in der Feststellung der Tatsache gipfeln, daß die karolingische Gottesstaatsidee, die einer profanen Umwertung des Augustinismus entsprang, völlig zerschlagen war. Das deutsche rein weltliche Königtum des Sachsenherzogs wies auch nicht die leisesten Spuren eines königspriesterlichen Charakters mehr auf. Die schroffe Ablehnung der bischöflichen Salbung nach der Königswahl redet ja als bewußte symbolische und programmatische Handlung deutlich genug. Doch darf man keineswegs eine Auffassung der Kirche als einer rein privaten Anstalt und eine grundsätzliche Trennung von Kirche und Reich als Heinrichs Überzeugung annehmen. Das *Landeskirchentum* der Volksherzöge, für das er sich einsetzte, trat doch eben vorwiegend auf wirtschaftlichem Gebiete in die Erscheinung. Die mit einer einzigen Ausnahme (Bayern) von ihm festgehaltene Ernennung der territorialen Bischöfe durch den König offenbart zur Genüge, daß er in politisch-verfassungsrechtlicher Beziehung uneingeschränkt schon den Gedanken eines *Königskirchentums* vertrat, wie ihn nachmals sein großer Sohn verfolgte und dann die Könige aus dem salischen Hause in harten Weltkämpfen mit dem Papsttum verteidigt haben. Dieses deutsche Königskirchentum, das im Kaisertum weder wurzelt noch mündet, beruhte auf dem an die altgermanischen Haustempel anknüpfenden Eigenkirchenrecht, das nicht dem Bischof, sondern dem Grundherrn die Verfügung und Nutznießung aller Kirchen zusprach, die auf seinem Grund und Boden errichtet waren. In Übertragung dieses germanischen privatrechtlichen Grundsatzes auf staatsrechtliches Gebiet galt folgerichtig die gesamte Landeskirche als Eigenkirche des Landesherrn. Nach den grundlegenden Untersuchungen von Ulrich Stutz über das Eigenkirchenrecht der Germanen können diese Zusammenhänge nicht mehr bezweifelt werden. Es erscheint vollauf begreiflich, daß der Bauernkönig Heinrich, der sich durchaus als Grundherr fühlte, auch das germanische grundherrliche Eigenkirchenrecht in Anspruch nahm und zur Begründung seines Königskirchentums verwertete. Er ernannte die Reichsbischöfe und hielt sie allzeit in strikter Abhängigkeit. Bei den zeitgenössischen Geschichtschreibern begegnen wir nicht den geringsten Andeutungen, daß er jemals einen von ihnen zum Vertrauten oder Ratgeber berufen hätte. Nur dreimal stoßen wir in seinen Urkunden auf die Gegenzeichnung des Mainzer Erzbischofs. Sonst sind es immer weltliche Große gewesen, die er zur amtlichen Mit-Beurkundung entboten hat. Es war ein rein weltliches Regiment, das der erste deutsche König geführt hat. Die Kirche schaltete er aus seiner Reichspolitik völlig aus. In keiner seiner staatsmännischen Handlungen ist der Einfluß der Kirche oder die Rücksicht auf die Kirche zu verspüren und zu erweisen.

Diese gesamte unkirchliche Politik macht den Plan eines Romzuges, von dem Widukind zu berichten weiß, ziemlich unwahrscheinlich. Hauck hat schon in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (III, 213) Widukinds Behauptung mit der Bemerkung entkräftet, daß Angaben über nicht ausgeführte Pläne, die ein Schriftsteller dreißig Jahre später erwähnt, kaum als sichere historische Überlieferung gelten dürfen. Mit vollem Recht aber lehnte er die vermittelnde Auslegung Giesebrechts ab, Heinrich habe nur als privater Pilger in Rom erscheinen wollen. Denn zu einer solchen frommen Pilgerfahrt habe ihm die nötige Devotion völlig gefehlt. In der Tat widerspricht alles, was wir über die Politik, den Charakter und die Sinnesart des Königs wissen, der etwaigen Absicht eines wie immer gearteten Romzugs. Deutschlands politischer und kultureller Schwerpunkt war durch ihn nach dem Osten und Norden verlagert worden. In nebelgrauer Ferne entschwand da das Sonnenland des Südens mit seiner ewigen Stadt. Selbst ein einzelner Lichtstrahl von dort, wie der Brief des Dogen von Venedig an Heinrich, den 1871 Dümmler veröffentlicht hat (Gesta Berengarii p. 156.157), vermochte nicht die feste und klare Blickrichtung dieses deutschen Königs zu wandeln und zu beirren. Wie hätte der einsichtige behutsame Staatsmann daran denken können, den ihm eng verbundenen süddeutschen Herzögen die Italienpolitik zu entwinden, die sie damals betrieben? Welche Erfolge und Sanktionen sollte der päpstliche Störenfried einem starken Fürsten bieten, der Reich und Kirche unbestritten in der Hand hielt und aus eigener und seines Volkes Kraft der feindlichen Nachbarvölker im Osten und im Norden siegreich Herr geworden war? Wie hätten gar äußerer Glanz und Prunk einer trügerischen Würde seinen nüchternen Bauernsinn reizen und locken mögen? War zu erwarten, daß der selbstsichere Politiker von einer Kaiserkrönung träumte, der schon die Königskrönung entschieden zurückgewiesen hatte? Konnte er sich selber so untreu werden, daß er einer Zeremonie zuliebe sein politisches Glaubensbekenntnis opferte und unvermeidlichen Fehlschlägen aussetzte? Nein, er wollte der schlichte, nach keiner Seite hin gebundene deutsche Bauernkönig bleiben, der er vom ersten glücklichen Frühtage seines Regiments an war. Nach dem zweischneidigen kirchlichen Segen hat er vollends nie gegeizt.

Wie ein Nachklang der rein nationalen Auffassung Heinrichs I. mutet uns an, wenn noch nach einem Jahrhundert der dem sächsischen Königshaus verwandte Brun von Querfurt in seiner Schrift über die fünf Einsiedler in Polen (Kap. 7) vom Jahre 1008 in aufwallendem Patriotismus die verstiegene Rompolitik des letzten Ottonen mit beißendem Tadel gemißbilligt und sie zornig als „unnützes Erbe der antiken Heidenkönige" gebrandmarkt hat. Er wollte es nicht ertragen, daß das „unvergeßliche und liebliche Deutschland der verderblichen Schönheit Italiens" nachgestellt wurde.

Unsere deutsche Geschichte ist überaus reich an historischen Parallelen. Sie wurzeln naturgemäß in der immer wieder hervorbrechenden Wiederkehr ähnlicher Verhältnisse, die nur eine Folge der Kontinuität jenes, unserem Volke auferlegten ewigen Kampfes zwischen nationalen und internationalen, zwischen staatlichen und überstaatlichen Mächten ist. So berührt sich merkwürdig die Gründungsgeschichte unseres ersten deutschen Reiches in mancherlei Hinsicht mit der des zweiten im Jahr 1871. Und König Heinrich I. ähnelt nicht bloß in Wuchs, Gestalt und Charakter, sondern auch in der Art und Durchführung seines staatsmännischen Werks dem „einfachen, biederen und verständigen" Heldenkönig Wilhelm I. von Preußen.

Wie Heinrich I. so hat auch Wilhelm I. genau 17 Jahre das Deutsche Reich beherrscht, und mit vollem Recht hat man die Bedeutung des Ungarnsiegs vom Jahre 933 für die Entstehung des ersten Reiches mit der der Schlacht von Sedan für die Aufrichtung des zweiten Reiches verglichen. Ja, der Vergleich geht weiter und erstreckt sich selbst auf persönliche Lebensschicksale der beiden Könige. Wie Heinrich hat auch Wilhelm sich den bitteren Verzicht auf seine Jugendliebe abringen müssen. Und gleichermaßen gelten für

Heinrich die Worte, mit denen Treitschke die Darstellung der Herzenskämpfe Wilhelms abschließt: „Also erzog eine unerforschlich weise Waltung der Nation ihren Helden und lehrte den gehorchen und entsagen, der einst Deutschland beherrschen sollte" (Deutsche Geschichte III, 1886 S. 394). Wie Heinrich dem Reichsreformtag von Hohenaltheim im Jahre 916 fern geblieben ist, so hat sich Wilhelm I. an der Bundesreform des Frankfurter Fürstentages von 1863 nicht beteiligt. Daß vorwiegend militärische Erwägungen und soldatische Wesenszüge die politische Einstellung der beiden Herrscher immer wieder bestimmt haben, mag als ein weiteres Vergleichsmoment gebucht werden. Und wie Heinrich I. das Herzogtum nicht mit den brutalen Gewaltmaßregeln seines Vorgängers, sondern durch Verhandlungen und Zugeständnisse überwand, so hat auch Wilhelm I. im Jahre 1870 die süddeutschen Fürsten nicht mit Zwangsmaßnahmen, wie sie sein temperamentvoller und autokratisch veranlagter Sohn befürwortete, sondern durch eine weise und kluge Versöhnungspolitik für den Reichsgedanken gewonnen. Echter Heinrichsgeist war es, der sich auch in Wilhelms Seele regte, wenn er von der ihm angetragenen Kaiserwürde eine Schwächung seines angestammten Königtums befürchtete und sich der Verleihung des hohlen Titels eines „Charaktermajors" zunächst heftig widersetzte. Ja, schließlich ist auch die kirchenpolitische Haltung bei dem Sachsen wie bei dem Preußen durchaus die gleiche. Auch Kaiser Wilhelm hat die Machtansprüche der Romkirche und des politischen Katholizismus von dem Bau seines jungen Reiches mit starker Hand abwehren müssen. Die Kulturkampf-Gesetzgebung bildet nur das moderne Gegenstück zu der antiklerikalen völkischen Bodenpolitik des ersten deutschen Königs. So ist es wohl verständlich, daß dem Wesen nach Heinrichs Königswort von Fritzlar völlig mit dem Ausspruch übereinstimmt, den Wilhelm I. an den Maler Friedrich Pecht im Jahre 1871 zu Konstanz gerichtet hat (Pecht, Aus meiner Zeit II, 243). Als dieser den alten Kaiser durch den dortigen Konzilsaal zu seinem Gemälde des Triumphzuges des Papstes geleitete, auf dem Kaiser Sigmund diesem die Zügel seines Rosses haltend dargestellt war, sagte der Sieger von Sedan: „Das tat also der Sigmund — na, die Erbschaft habe ich wohl angetreten, aber die Zügel halte ich nicht."

Der politische Abwehrkampf gegen die Romkirche, der die Religion allzeit als Mittel zum Erwerb staatlicher Macht gegolten hat, blieb dem Begründer des zweiten Reiches so wenig erspart wie dem des ersten. Auch unser Drittes Reich hat die unselige Erbschaft unserer deutschen Geschichte wieder übernehmen und zurückweisen müssen. Aufs neue sieht es sich gezwungen, das ihm anvertraute staatliche Rechts- und Kulturgebiet gegen die Übergriffe eines politischen Katholizismus zu sichern und den gerechten ein Jahrtausend alten Geschichtskampf mit klerikaler Willkür und mit ihren vermeintlich unfehlbaren Normen durchzufechten, die das Eigenleben der Nation und die völkische Gesittung bedrohen. Denn kein kraftvoller und selbstbewußter Staat kann irgendeiner Religionsgemeinschaft jemals gestatten, dem gemeinen Rechte zu trotzen, die unveräußerlichen Grundlagen seines Volkstums anzutasten und durch eine Totalität der Kirche die Totalität des Staates ernstlich zu gefährden.

Theo Sommerlad.

Ein jeder, weil er spricht, glaubt, auch über die Sprache sprechen zu können.

Goethe

Ein nordischer Gestirnskalender

Von Adolf Steinmann

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde im Thorsberg-Moor bei Schleswig ein umfangreicher Fund vorgeschichtlicher Geräte und Kunstwerke entdeckt und geborgen, unter denen einige Stücke mit Tierdarstellungen auffallen[1]. Zwei kreisrunde Silberplatten sind durch die Eigenart ihres Tierstils als skythischen Ursprungs zu bestimmen[2]. Besonders auffallend ist ein bronzenes Ringstück mit Silberbelag, das zwischen zwei Reihen von Köpfen fünf seltsame Tier- und Fabelwesen zeigt, und zwar ein Seepferd, einen Ziegenfisch, einen Eber, einen Adler und einen Wolf. Die ganze mittlere Zone dieser Tiergestalten ist mit Gold überzogen, ebenso jeder zweite der Köpfe in der oberen und unteren Reihe (Abb. 1a—c).

Zwei dieser Tierwesen kommen ähnlich auf den Goldblechplatten eines skythischen Pferdegeschirrs aus dem Alexandropol-Hügel vor (Abb. 2)[3]. Sie stellen einen Löwen, ein Rind, einen Adler und ein Seepferd dar. Es handelt sich hier offenbar um die vier Hauptsternbilder, die sogenannten „Ecken" des Tierkreises, die in der christlichen Überlieferung als die Cherubim der vier Evangelisten bezeichnet werden: Der Löwe des Markus, der Stier des Lukas, der Adler des Johannes und der Engel in Menschengestalt des Matthäus. Die beiden letzten entsprechen den Tierkreisbildern des Skorpions und des Wassermannes.

Ebenso wird auch der Adler auf der skythischen Schmuckplatte dem Skorpion entsprechen. An Stelle des Wassermannes aber steht hier der Pegasus, als geflügeltes Seepferd dargestellt, der sich als das in nördlichen Gegenden besser sichtbare Sternbild oberhalb des wenig hervortretenden Wassermannes befindet.

Von diesen Hauptsternbildern des Tierkreises finden wir zwei auf dem Ringstück von Thorsberg wieder, nämlich den Pegasus und den Adler. Der Ziegenfisch neben dem Pega-

[1] C. Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund, Kjöbenhavn 1863.
[2] C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, München 1928, S. 283.
[3] Vgl. M. Ebert in Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 13, Berlin 1928, Taf. 36 C.



Abb. 1a. Ringstücke von Thorsberg im Museum in Kiel
Aufn.: Esenwein, Kiel

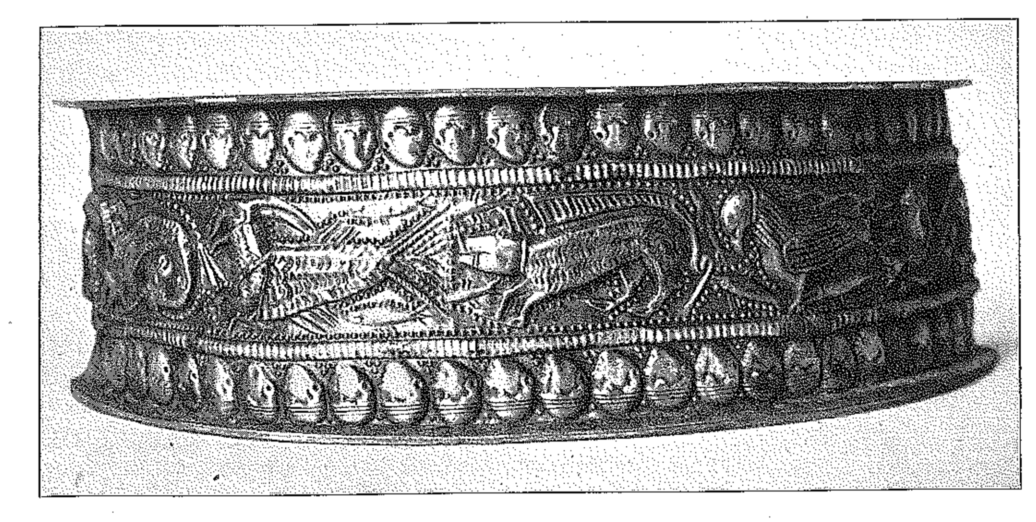


Abb. 1b.

sus ist eine alte Darstellung des Steinbocks, die schon auf altbabylonischen Grenzsteinen und auf dem Tierkreis von Dendera vorkommt (Abb. 3). Wenn nun der Eber auf dem Ringstück von Thorsberg dem Tierkreisbilde des Schützen entspricht und der am Himmel unterhalb der Waage stehende Wolf dies Tierkreisbild vertritt, dann haben wir eine zusammenhängende Darstellung von fünf nebeneinander liegenden Tierkreisbildern in der gleichen Reihenfolge, wie sie auch am Himmel stehen. Dies wird nun noch durch weitere Einzelheiten bestätigt. So scheint über dem Adler das über dem Skorpion befindliche Sternbild der Schlange durch eine drachenartige Gestalt dargestellt zu sein. Die zwischen den Tieren verteilten kleineren Fische scheinen die untere oder die Wasserregion des Tierkreises zu bezeichnen, einer älteren babylonischen Einteilung entsprechend, nach der gemäß dem inzwischen erfolgten Vorrücken des Frühlingspunktes die Sternbilder vom Widder bis zum Steinbock zu der Wasserregion gehörten[1]. Es ist für den Zusammenhang

[1] H. Winckler, Himmels- und Weltenbild der Babylonier, Leipzig 1903, S. 29.

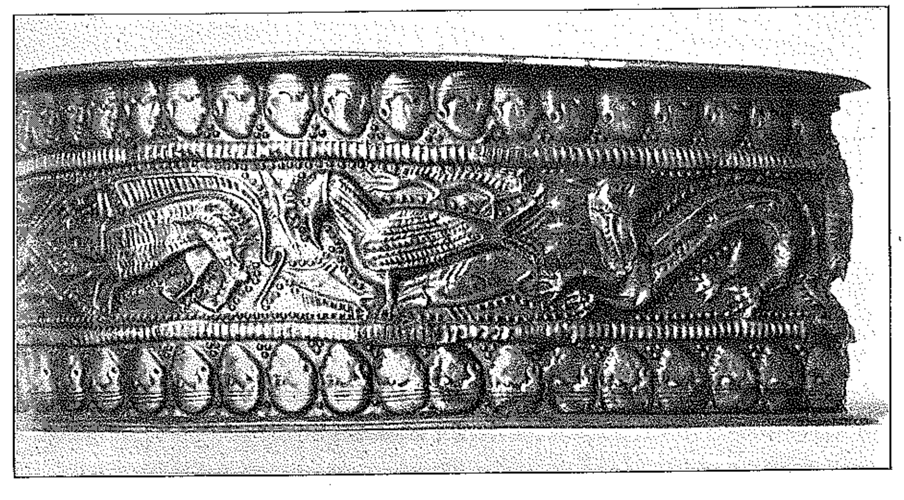


Abb. 1c.

der Anschauungen bezeichnend, daß sich sowohl unter dem Pegasus des skythischen Pferdegeschirrs wie unter dem des Ringstückes ein kleinerer Fisch befindet.

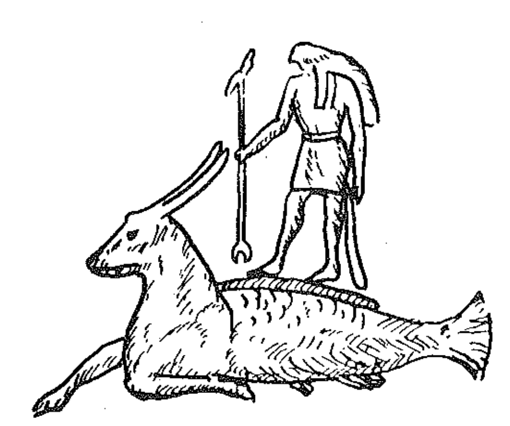
Das Ringstück macht etwa fünf Zwölftel eines vollen Kreisringes aus (Abb. 4). Ohne Zweifel enthielt der ganze Ring ursprünglich sämtliche zwölf Tierkreisbilder. Und wirklich scheint links neben dem Seepferd noch die halbzerstörte Form eines Fisches von dem neben dem Wassermann stehenden Tierkreisbild der Fische erkennbar zu sein (Abb. 1a).

So seltsam solche Tierkreisdarstellungen im Norden zunächst erscheinen, so läßt sich doch ein Zusammenhang zwischen ihnen und der nordischen Mythologie oder dem nordischen Brauchtum herstellen. Naheliegend ist ein Vergleich des Wolfes mit dem die Sonne bedrohenden Fenriswolf, weil die Sonne im Sternbild der Waage den Äquator kreuzt und in die Wasserregion des Tierkreises hinabtaucht. Im Grimnismal heißt es, daß am Westtor von Odins Saal, wohin die vom Schwert erschlagenen Männer kommen, ein Wolf



Abb. 2. Goldblechplatten eines skythischen Pferdegeschirrs aus dem Grabhügel von Alexandropol

Abb. 3. Ziegenfisch aus dem Tierkreis von Dendera



hängt und über ihm ein Adler schwebt. Auch dies deutet, der Darstellung auf dem Ringstück von Thorsberg genau entsprechend, auf die Untergangs- und Todesregion des Tierkreises[1]. Dem Eber entspricht der Jul-Eber, und wirklich steht die Sonne im Dezember im Zeichen des Schützen. Daran schließt sich der Julbock oder Neujahrsbock an[2], der dem Zeichen des Steinbocks entspricht, in dem die Sonne zur Neujahrszeit steht.

Aber auch die Gesamtheit der zwölf Tierkreisbilder scheint in der Edda mehrfach genannt zu sein, zunächst an der erwähnten Stelle im Grimnismal, wo die zwölf Götterheime genannt sind, elf Hallen und das gras- und waldbedeckte Land des Widar. Mone vergleicht die Namen mit den bekannten Sternbildern und weist dem Thor den Widder, dem Ullr den Stier zu[3]. Im Fjölwinnsmal kommt Swipdagr zu dem Himmelssaal, der von der weise geschaffenen Waberlohe umschlungen ist: „Lichtburg wird er genannt, der weisend sich dreht, wie auf des Schwertes Spitze. Von dem seligen Hause sollen lebenslang Gerücht nur die Leute haben.“ Die Waberlohe aber ist von zwölf Asensöhnen gebildet, deren Namen genannt werden. Und in der jüngeren Edda heißt es: „Allvater richtete Thronsitze her für seine Richter, die über die Schicksale der Menschen entscheiden

[1] O. S. Reuter, Das Rätsel der Edda, Bd. II, Berka 1923, S. 37.
[2] G. Buschan, Altgermanische Überlieferungen, München 1936, S. 180.
[3] F. J. Mone in Creuzer, Symbolik und Mythologie, Bd. V, Leipzig 1822, S. 333 u. 387.

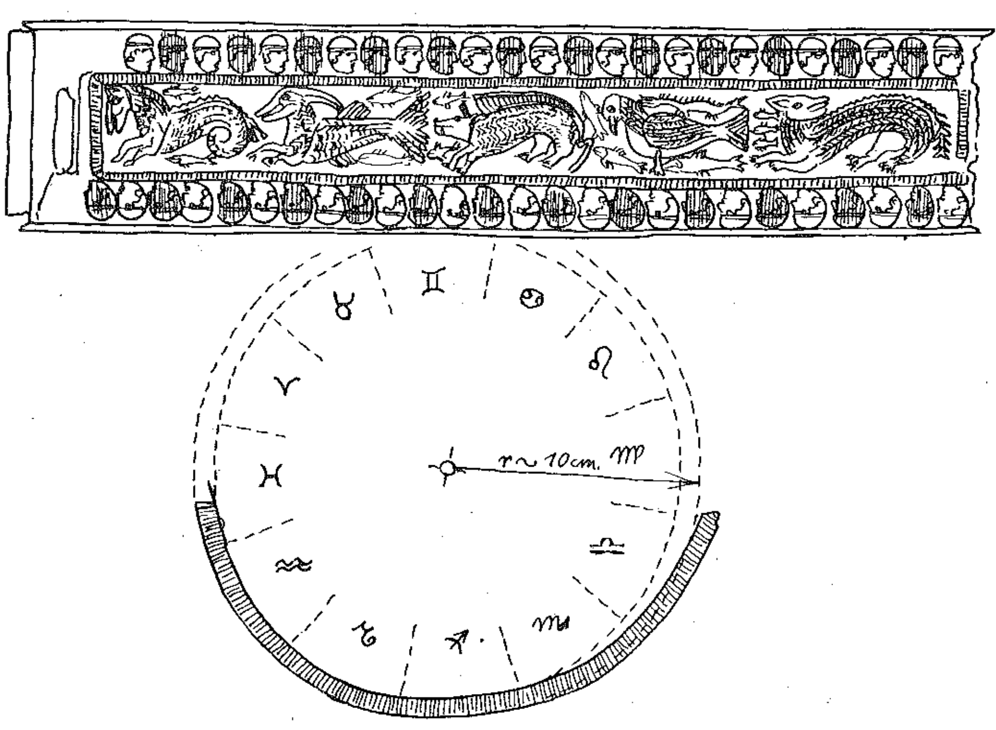


Abb. 4. Ringstück von Thorsberg. Abwickelung und Draufsicht mit Ergänzung

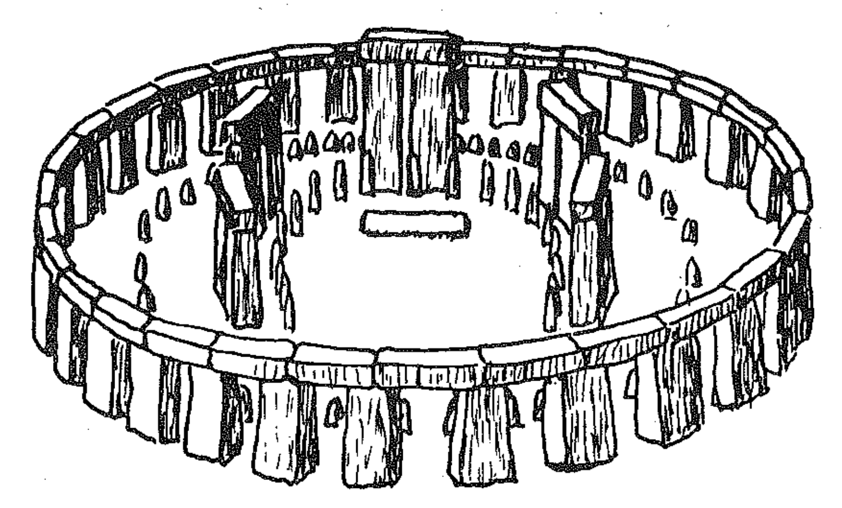


Abb. 5. Steinsetzung von Stonehenge

und die Einrichtungen der Götterburg überwachen sollten. Das geschah mitten in Asgard an dem Orte, der Idafeld heißt. Und es ward daselbst eine Halle errichtet mit zwölf Thronen, ohne den Hochsitz Allvaters. Es ist das herrlichste und größte Gebäude der Welt. Von außen und von innen sieht es aus wie reines Gold." Idafeld heißt das Feld rastloser Tätigkeit und bedeutet das rastlos sich drehende Himmelsgewölbe[1]. Die Halle aber ist der Tierkreis und die zwölf Thronsitze die Tierkreisbilder.

In ähnlicher Weise läßt Plato die Götterfürsten auf geflügelten Wagen über den Himmel fahren: „Der große Fürst im Himmel nun, Zeus, fährt voraus, seinen geflügelten Wagen lenkend, indem er alles ordnet und für alles sorgt; ihm folgt das Heer der Götter und Geister, in elf Teilen geordnet. Denn es bleibt Hestia allein im Hause der Götter; die anderen Götterfürsten aber, die nach der Zahl der Zwölf geordnet sind, führen den Weltlauf nach der Ordnung, die einem jeden gesetzt ist[2]."

Noch näher steht dem Mythos der Edda die persische Überlieferung des Bundehesch: „Der Schöpfer Ormazd hat alles Gute in dieser Schöpfung der Sonne, dem Monde und den zwölf Tierkreisbildern übertragen, die im Gesetze die zwölf Heerführer genannt werden, und diese haben es von Ormazd angenommen, um es nach Recht und Billigkeit auszuteilen[3]."

Nach dem Bericht des Goten Fornandes brachte Dekaineos um 100 v. Chr. den nordwestlich vom Schwarzen Meer wohnenden Geten die Kenntnis der zwölf Tierkreiszeichen und lehrte sie, auf die Bahnen der den Tierkreis durchwandelnden Planeten zu achten: „Was muß das für eine Freude gewesen sein, daß tapferste Männer, wenn nur ein wenig die Waffen ruhten, sich mit den Lehren der Wissenschaft erfüllten! Da konnte man sehen, wie der eine nach der Stellung der Himmelssphären, der andere nach dem Wesen der Kräuter und Gesträuche forschte, dieser die günstigen und ungünstigen Phasen des Mondes, jener die Verfinsterungsnöte der Sonne beobachtete." Von den Geten aber sollen die Goten diese Himmelskunde übernommen haben, als sie sich im Skythenlande festsetzten. So scheint die kulturelle Verbindung der Germanen mit dem arischen Osten, besonders mit Skythien und weiter mit Iran, nicht nur für den Kunststil, die Tierdarstellungen, sondern auch für die Himmelskunde und die Göttermythen von Bedeutung gewesen zu sein.

[1] O. S. Reuter, Das Rätsel der Edda, II. Bd., S. 93 ff.
[2] Plato, Phaidros Kap. 26, St. 247.
[3] Fr. Spiegel, Eranische Altertumskunde, Leipzig 1873, S. 74.

Noch sind nicht die abwechselnd versilberten und vergoldeten Köpfe behandelt, die oberhalb und unterhalb die Tierkreiswesen begleiten. Auf jedes Tierkreisbild entfallen unten und oben je fünf dieser Köpfe, zusammen also je sechzig oder in jeder Reihe dreißig silberne und dreißig goldene. Damit würde aber der ganze Ring die gleiche Einteilung gehabt haben, die noch heute die Zifferblätter unserer Uhren mit ihren zwölf Stunden und sechzig Minuten zeigen. Diese Einteilung geht aber zurück auf die Vergleichung des Mondlaufes mit dem Sonnenlauf. Noch heute verhalten die Geschwindigkeiten der beiden Uhrzeiger sich zueinander wie die von Sonne und Mond. Am Himmel wurde die tägliche Bewegung des Mondes in der alten Astronomie durch die Mondstationen festgelegt. So heißt es im Bundehesch, daß Ahuramazda zuerst die Himmelssphäre und die zwölf Sterne (den Tierkreis) schuf, die von ihrem Anfang an in achtundzwanzig Haufen (die Mondstationen) geteilt worden sind[1].

Da der Mond nun in etwa zweieinhalb Tagen ein Tierkreisbild durchläuft, so werden die silbernen und goldenen Köpfe als Nächte und Tage des Mondlaufes anzusehen sein. Es war somit möglich, auch bei bedecktem Himmel den Lauf des Mondes durch den Tierkreis an dem Ringe zu verfolgen und ebenso bestimmte Mondphasen im voraus festzulegen. Dies mußte wiederum von besonderem Werte für die Festlegung von Thingversammlungen und Kulthandlungen sein, die bei den Germanen ja zur Voll- oder Neumondzeit stattfanden. Nach den Forschungen von H. Jankuhn muß die Gegend von Thorsberg eine zentrale Kult- und Thingstätte der Angeln gewesen sein[2]. Daher könnte der Ring wohl zu den Kultgeräten dieser Stätte gehört haben, und zwar als eine Art Gestirnskalender. Denn auch die Bewegungen der übrigen Wandelsterne ließen sich an dem Ringe verfolgen, so die der Sonne, indem man alle sechs Tage auf einen weiteren Kopf vorrückte. In diesem Zusammenhang ist vielleicht auch die doppelte Kopfreihe zu verstehen, indem die obere die Bewegungsrichtung des Himmelsgewölbes im Tages- wie im Jahreslauf angibt, während die Richtung der Tierkreisbilder und der unteren Köpfe derjenigen der Sonne und der Wandelsterne entspricht.

Daß die Anordnung des Ringes von Thorsberg im europäischen Norden nicht allein steht, zeigt ein Vergleich mit der astronomischen Steinsetzung von Stonehenge (Abb. 5). Dort stehen in der Mitte die fünf gewaltigen, aus je zwei Standsteinen und einem Deck-

[1] F. K. Ginzel, Handbuch der Chronologie, Bd. I, Leipzig 1914, S. 76.
[2] H. Jankuhn in Forschungen und Fortschritte, Berlin 1936, S. 202 u. 365.

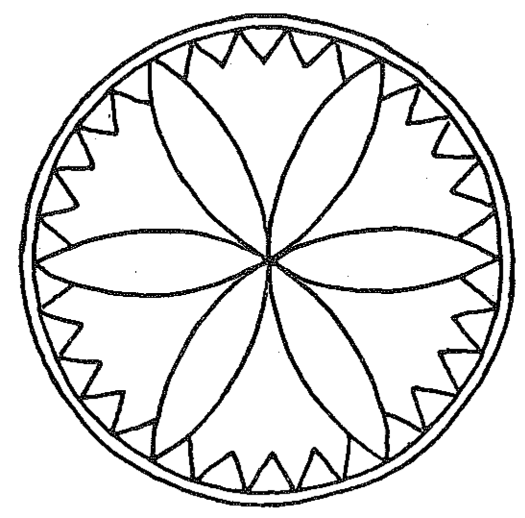


Abb. 6. Verzierung auf einem Salzfaß im Heimatmuseum Delmenhorst i. Old.



Abb. 7. Silberplatte von Thorsberg
Aufn.: Esenwein, Kiel

stein errichteten Trilithen, die zusammen fünf Seiten eines nicht ganz regelmäßigen Sechseckes bilden. Die zehn Standsteine bilden also einen Ring, der — abgesehen von den beiden fehlenden der Ostseite — der Anordnung der zwölf Tierkreisbilder entspricht. Um dieses innere Sechseck herum zieht ein geschlossener Steinring aus dreißig Standsteinen mit etwa ebenso breiten Zwischenräumen, genau entsprechend den dreißig silbernen und dreißig goldenen Köpfen auf dem Ring von Thorsberg.

Auch in der Volkskunst kommen ähnliche Darstellungen vor. So zeigt ein hölzernes Salzfaß aus dem 18. Jahrhundert im Heimatmuseum in Delmenhorst einen Sechsstern in einem Ring mit dreißig Zacken (Abb. 6). An diesem Stück war es möglich, an den Zacken etwa durch Kreidestriche die Monatstage zu vermerken, während auf dem Sechsstern die sechs Wochentage oder aber die zwölf Monate verfolgt werden konnten.

Auch die beiden anfangs erwähnten kreisrunden Silberplatten des Thorsbergfundes scheinen in diesen Zusammenhang zu gehören[1]. Die eine zeigt auf dem äußeren Ringe vier Steinböcke, darunter einen mit fischartigem Unterleib. Hier dürfte die Vorstellung des Tierkreises ebenfalls zugrunde liegen, wenn auch eine Ergänzung der auf dem Ringstück fehlenden Tiere nur zehn im ganzen ergeben würde. Die andere Platte zeigt auf dem äußeren Ringe vier ruhende Göttergestalten zwischen je zwei Tieren (Abb. 7). Der ganze

[1] Engelhardt a. a. O. Tafel 6 u. 7.

Untergrund ist erfüllt von kleineren Gestalten, Fischen, Seepferdchen, Vögeln und Engelchen. Hier scheint die schon erwähnte Vorstellung der vier Hauptsternbilder oder „Ecken" des Tierkreises zugrunde zu liegen, denen je zwei begleitende Tierkreisbilder zugesellt sind, wenn auch die Tiergestalten sich im einzelnen nicht mit bestimmten Tierkreisbildern vergleichen lassen. Um sie herum aber bewegt sich die Fülle der himmlischen Heerscharen, so daß man an die begeisterte Schilderung des himmlischen Reigens durch Plato erinnert wird. Beiden Silberplatten ist ein innerer Ring gemeinsam, auf dem neun Engelsköpfe dargestellt sind. Es sei kurz darauf hingewiesen, daß in der gleichen Weise, wie hier die neun Engelsköpfe innerhalb des Tierkreisringes dargestellt sind, im Fjölwinnsmal innerhalb der von den zwölf Asensöhnen gebildeten Waberlohe auf dem Berge der Gesundung neun Mädchen einig um die Knie der Himmelsbraut versammelt sitzen.

Damit erweisen sich die Kunstwerke des Thorsbergfundes als bedeutungsvolle Denkmäler germanischer Himmelskunde und Himmelsverehrung. Das Ringstück aber eröffnet darüber hinaus wertvolle Einblicke in die Himmelsbeobachtung und ihre Anwendung in der Zeitberechnung und gehört damit zu den aufschlußreichsten und wertvollsten künstlerischen Denkmälern der Völkerwanderungszeit.

Hunen und Engern in Soest

Von J. O. Plaßmann

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Sagengeschichte ist die Verlegung der Nibelungensage in Verbindung mit den Sagen um Dietrich von Bern und anderen in den westfälischen Raum; insbesondere in das Gebiet, das von der Ruhr und vom Osning bestimmt wird, wie es uns die in Norwegen aufgezeichnete Thidrekſaga überliefert. In dieser Saga wird beiläufig berichtet, daß Kaufleute aus Münster und Soest diese Geschichten erzählt hätten, und in der Tat steht vor allem Soest im Mittelpunkt der Ereignisse. Es ist die Hauptstadt des Hunenkönigs Atli; hier weilt Thidrek von Bern als sein Gast, und hier findet auch der Endkampf und der Untergang der Burgunden statt. Es ist nun eine viel erörterte, aber bisher nicht gelöste Frage, aus welchen Gründen gerade Soest als die Hauptstadt der Hunen in die westfälische Form der Heldensage eingegangen ist. Daß die geschichtlichen Hunnen hier niemals gesessen haben, ist bekannt. Anderseits ist es noch sehr die Frage, ob man — obschon es die Sage offenbar getan hat — ohne weiteres und in jedem Falle den Namen des mythischen Volkes der Hunen, Hiunen oder Hünen mit dem der Hunnen Attilas gleichsetzen kann. R. Much[1] meint zwar, „daß der Volksname Hüne (auf niederdeutschem Boden zunächst) die Bedeutung ‚Riese' angenommen hat, gerade so wie bei den Slawen aus Obor, ‚Avare', eine Bezeichnung für ‚Riese' geworden ist". Aber diese Parallele ist nicht schlagend. Denn in den nordischen Sagenüberlieferungen ist „Hunen" eine allgemeine Bezeichnung für einen Teil der südlichen Germanen; er wird fast sogar übereinstimmend mit dem Begriffe „Deutsche" gebraucht, Sigurd heißt „der südliche, der hunische Held"[2]. Finden wir nun die Hunen gerade in Soest und dem umliegenden Lande, so könnte man daraus schließen, daß die Bewohner dieses Gebietes wirklich einmal den Namen „Hunen" geführt haben.

Ich glaube, für diese Meinung lassen sich jetzt wichtige Gründe und Belege anführen. Bei Beda, Historia ecclesiastica, V. 9 (Ausg. von A. Holder[3], S. 389) finde ich folgende höchst bemerkenswerte Stelle:

[1] Deutsche Stammeskunde (1920), S. 37.
[2] O. L. Jiriczek, Die Deutsche Heldensage (1920), S. 111.
[3] Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania (1920), S. 426, Anm.[2] hat zuerst auf diese Stelle hingewiesen.

„Famulus Christi et sacerdos Ecgbert ... proposuit animo pluribus prodesse, id est ... verbum dei aliquibus earum quae nondum audierant gentibus euangelizando committere: quarum in Germania plurimas noverat esse nationes, a quibus Angli vel Saxones, qui nunc Britanniam incolunt, genus es originem duxisse noscuntur; unde hactenus a vicina gente Brettonum corrupte *Garmani* nuncupantur. Sunt autem Fresones, Rugini, Danai, *Hunni*, Antiqui Saxones, Boructuarii." („Der Diener Christi und Priester Ecgbert nahm sich vor, mehreren zu nützen, das heißt, das Wort Gottes einigen unter den Stämmen, die es noch nicht gehört hatten, durch Verkündigung des Evangeliums zuteil werden zu lassen: Völkern, von denen er wußte, daß es deren in Germanien noch viele gab, von denen die Angeln oder Sachsen, die jetzt Britannien bewohnen, bekanntlich Stamm und Ursprung herleiten; weshalb sie bis heute von dem benachbarten Stamme der Britten verderbterweise „*Garmani*" genannt werden. Es sind aber die Friesen, Ruginer, Dänen, *Hunnen*, Altsachsen, Boruktuaren.")

Diese Stelle ist nicht nur für die Geschichte des Germanennamens äußerst wichtig[3], sie zeigt auch, daß zur Zeit Bedas unter den altsächsischen Stämmen des Festlandes noch einer mit dem Namen „Hunni" bekannt war. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Beda etwa die turkomongolischen Hunnen als einen germanischen Stamm aufgefaßt hätte; es kann sich nur um einen Stammesnamen handeln, der von einem der altsächsischen Stämme wirklich geführt wurde, wenn ihn Beda auch in der Schreibung dem der bekannteren Hunnen angeglichen hat. Jedenfalls liegt es sehr nahe, darin dieselben Hunen wiederzufinden, von denen später die nordischen Quellen berichten; doch ist bei Beda kein mythischer, sondern offensichtlich ein wirklich bestehender Stamm gemeint, der diesen Namen vielleicht als zweiten neben einem bekannteren geführt hat. Wir wissen ja, daß auch die Franken den zweiten Namen „Hugen" führten[1], unter dem sie besonders in den Sagenüberlieferungen auftreten. Dasselbe können wir vielleicht von diesen „Hunen" annehmen, deren Name, wie andere Stammesnamen, vielleicht auch zur Bildung eines Eigennamens verwendet worden ist (Hunferđ, Humfred, Humphrey). Welcher Stamm könnte ihn geführt haben? Vielleicht führt uns die Soester Überlieferung zur Lösung.

Soest heißt in mittelalterlichen Urkunden wiederholt die „Stadt der Engern"; am 9. März 1179 urkundet Erzbischof Philipp von Heinsberg „Sosatiae Angrorum oppido" (Seibertz' Urkundenbuch I, Nr. 76); das älteste Stadtsiegel von etwa 1160 führt die Umschrift „Sigillum sancti Petri in Susato Angrorum oppido", und schon in einer undatierten Urkunde des Erzbischofs Sigewin von Köln (1079—1089) wird die Kirche von Erwitte „in regione angria" dem Patroklistift in Soest geschenkt (Seibertz a. a. O. Nr. 33)[2]. Ist nun Soest, die Stadt der Engern, in der Sage die „Stadt der Hunen", so liegt der Schluß nicht mehr fern, daß diese Hunen eben mit den Engern gleichbedeutend sind, sowie die Hugen, die im Beowulf vorkommen, zweifellos mit den Franken gleichbedeutend sind. Die unter den Stämmen Alt-Germaniens schon früh genannten Angrivaren haben sich von ihren Sitzen an der unteren Weser im Laufe der Jahrhunderte immer weiter südwärts ausgedehnt, im steten Kampfe mit den Cheruskern und den Bruktern, deren Nachfahren, den auch bei Beda genannten Boruktuaren, sie im 7. Jahrhundert das Gebiet von Soest entrissen haben. Es liegt nahe, daß damals schon diese wichtige alte Salzstadt als „Stadt der Engern" zur neuen Hauptstadt des Stammes erhoben worden ist.

Dies Vordringen des Engernstammes auf der Weserlinie muß ein ganz wesentliches Element bei der Bildung des Sachsenstaates gewesen sein, wie er uns im 8. Jahrhundert in seinen drei Teilen, Westfalen, Engern und Ostfalen entgegentritt[3]. Dem entspricht es, wenn in späteren Quellen der Stamm der Engern als der eigentliche Hauptstamm der Sachsen angesehen wird. Hierüber gibt uns wieder eine angelsächsische Quelle wichtigste Auskunft und zeigt, daß der Name „Stadt der Engern" noch älter sein muß, als die bisher bekannten Belege. In den Gesetzen Eduards des Bekenners (1042—66)[4] heißt es:

[1] Darüber R. Much, Die Germania des Tacitus (1937), S. 26, 312 f.
[2] Die Mitteilungen verdanke ich Dr. Werner Müller-Wedding.
[3] Darüber werde ich später noch eingehendere Untersuchungen veröffentlichen.
[4] F. Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen. Halle 1903. S. 658.

„Saxones vero Germaniae cum veniunt in regno, suscipi debent et protegi in regno isto sicut coniurati fratres nostri et sicut proprii cives huius regni: exierunt enim quondam de sanguine Anglorum, scilicet *de Engra civitate*, et Anglici de sanguine illorum, et semper efficiuntur populus unus et gens una." („Wenn aber die Sachsen aus Deutschand ins Königreich kommen, so sollen sie in diesem Reiche aufgenommen und beschützt werden, wie unsere Schwurbrüder und wie die eigenen Bürger dieses Reiches: denn sie sind einst hervorgegangen aus dem Blute der Angeln, nämlich *aus der engrischen Stadt*, und die Engländer aus ihrem Blute; und immer werden sie zu einem Volke und zu einem Stamme.")

Trotz der naiven Verwechslung von Angli und Angri geht aus dieser Stelle mit Sicherheit hervor, daß noch im 11. Jahrhundert ein bewußtes Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Angelsachsen und Altsachsen bestand, und daß die Engern (gerade wegen der Verwechslung mit den Angeln) als der sächsische Hauptstamm galten. Daß aber mit der Engra civitas nicht etwa der kleine Flecken Enger bei Herford gemeint ist, sondern Soest, das „Angrorum oppidum", erscheint als gewiß, wenn man bedenkt, daß Soest schon damals, und mehr noch später, der Vorort oder „Oberhof" der westfälischen und überhaupt der niedersächsischen Städte war, und daß dort auch der älteste Mittelpunkt des hansischen Handels mit England lag. Da auch die Sagenüberlieferung nachweislich von hier aus in wesentlichen Teilen die nordischen Aufzeichnungen beeinflußt hat, so mag auch der Name der Hunen als ein schon ins Mythische erhobener alter Name des Engernstammes zu einem Sammelnamen für die älteren Träger dieser Sagenüberlieferung geworden sein.

Die sächsische Königspfalz Werla bei Goslar und ihre Ausgrabung

Von Dr. H. Schroller, Hannover

Ihre erste Erwähnung findet die Pfalz Werla in dem bekannten Bericht des Mönches Widukind von Corvey über die Ungarnkämpfe des Jahres 924 und den neunjährigen Waffenstillstand, der folgendermaßen lautet: „Als nunmehr die inneren Kämpfe ruhten, durchzogen wiederum die Ungarn ganz Sachsen; sie steckten Städte und Dörfer in Brand und richteten aller Orten ein solches Blutbad an, daß eine gänzliche Verödung durch sie drohte. Der König aber befand sich in der festen Burg *Werlaon*. Denn er traute seinen unbeholfenen, an offene Feldschlacht nicht gewöhnten Kriegern nicht einem so wilden Volke gegenüber. Welch große Verheerungen aber sie angerichtet, und wieviel Klöster sie in Brand gesteckt, haben wir für besser erachtet, zu verschweigen, als daß wir unsere Unglücksfälle noch durch Worte erneuern. Es traf sich aber, daß einer von den Fürsten der Ungarn gefangen und gebunden vor den König geführt wurde. Diesen liebten die Ungarn so sehr, daß sie als Lösegeld für ihn eine ungeheure Summe Goldes und Silbers anboten. Doch der König, das Gold verschmähend, forderte anstatt dessen Frieden, und erhielt ihn auch endlich, so daß gegen Rückgabe der Gefangenen und andere Geschenke ein Frieden auf neun Jahre geschlossen wurde.

Wie nun König Heinrich, als er von den Ungarn einen Frieden auf neun Jahre erhalten hatte, mit der größten Klugheit Sorge trug, das Vaterland zu befestigen und die barbarischen Völker zu unterwerfen, dies auszuführen, geht über meine Kräfte, obgleich ich es doch auch nicht ganz verschweigen darf. Zuerst wählte er unter den ländlichen Kriegern (milites agrarii) jeden neunten Mann aus und ließ ihn in seiner Burg wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Teil empfange und bewahre; die übrigen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und dieselbe an ihrem Platz aufbewahren. Auch gebot er, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den

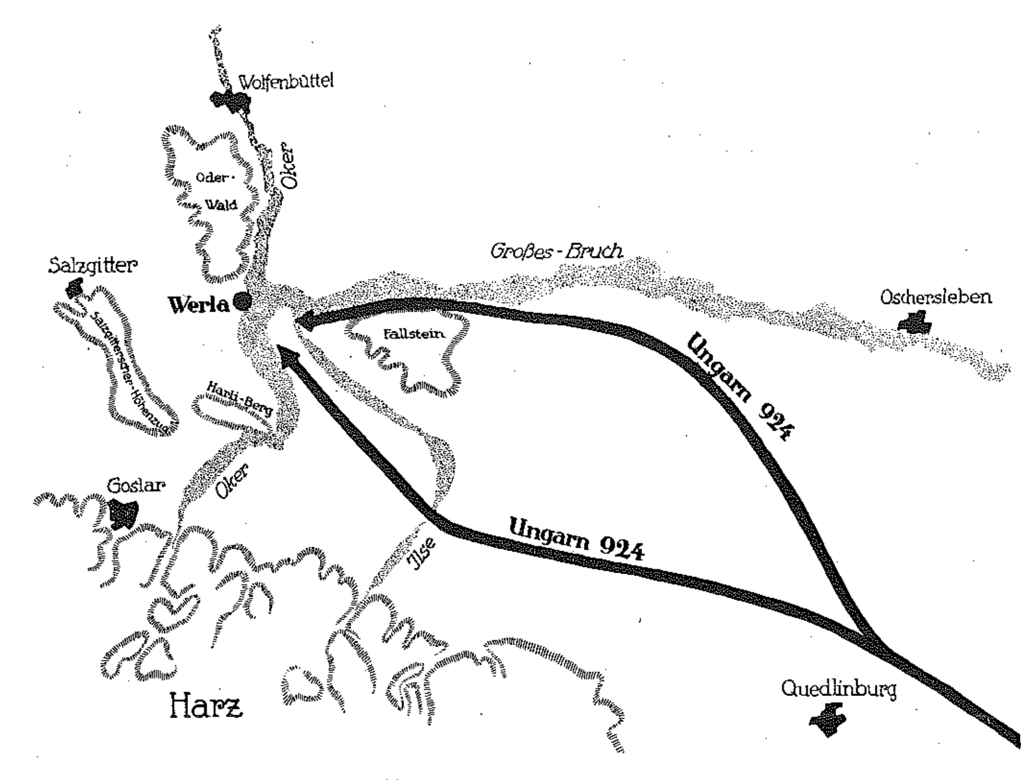


Abb. 1. Lageplan der Pfalz Werla

Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man sich Tag und Nacht beschäftigte, damit sie im Frieden lernten, was sie im Falle der Not gegen die Feinde zu tun hätten. Außerhalb der festen Burgen standen keine oder doch nur schlechte und wertlose Gebäude."

Zur Zeit dieser Kämpfe war demnach die Werla[1] eine feste Burg, die die Ungarn nicht einzunehmen vermochten und die durch die von hier betriebene Wehrhaftmachung für Jahre im Brennpunkt der Reichs- und mitteleuropäischen Politik stand. Ihre außerordentliche Bedeutung ist schon aus der besonderen Lage ersichtlich (Abb. 1). Die Pfalzanlage erhebt sich auf einer vorspringenden Nase der 15 Meter hohen eiszeitlichen Schotterterrasse des Okerflusses. Nach drei Seiten ist sie von der 15 Meter tiefer gelegenen Niederung umgeben und nur nach Norden steht sie mit dem gleichhohen Hinterland in Verbindung. Zwei Kilometer entfernt steigt das östliche Gegenufer an. In diesem breiten von Süden nach Norden ziehenden Flußtal pendelt die Oker hin und her, und ihre heute noch täglich bis zu 1,50 Meter schwankenden Wasserstände lassen es verständlich erscheinen, daß hier in der Vorzeit eine insbesonders für Reiter schwer überwindbare Sperre in ostwestlicher Richtung vorlag. Eine ebenso starke Sperre bildet das quer dazulaufende 60 Kilometer lange „Große Bruch", das bei Oschersleben begann und gerade dem Werlakopf gegenüber in die Oker mündet. Nach Süden wird dies Gebiet durch die Höhen des Harzes begrenzt, von denen mehrere Flüsse, wie die Ecker und die Ilse, in breiten Tälern zunächst einen nordöstlichen Weg einschlagen, als ob sie der Elbe zustrebten, um

[1] Der Name Werla setzt sich nach Prof. Edward Schröder aus dem altdeutschen Worte wer = Mann („im Sinne des ausgewachsenen, vollberechtigten Mitgliedes der Volks- resp. Stammesgemeinschaft") und aus loh = lichter Hain, Waldwiese (im Ostfälischen lah) zusammen. Diese Bezeichnung ist sicher sehr viel älter als ihre erste Erwähnung zu Heinrichs I. Zeit. Sie zeigt uns, daß die Werla schon in frühesten Zeiten eine kultisch geweihte Stätte zur Versammlung von Männern war.

dann rechtwinklig nach der Oker abzuknicken und dadurch das begehbare Gelände noch weiter einzuengen.

Seit der Seßhaftwerdung des Menschen wirkten diese Verhältnisse bestimmend auf die Ausbreitung der Kulturen ein, und so finden wir während der jüngeren Steinzeit östlich der Oker die sogenannte donauländische Bandkeramik, die westeuropäische Glockenbecherkultur und die nordischen Gruppen der Walternienburg-Bernburger, der Schönfelder- und der sogenannten Kugelamphorenkultur, während westlich der Oker eine wenig bekannte nordische Tiefstichgruppe und die Ausläufer der ebenfalls nordischen Einzelgräberkultur sich finden. Letztere Gruppe geht allmählich in die Bronzezeit über, während im Osten die Aunjetitzer Kultur auftritt. Zur Zeitwende haben wir im Osten die suebischen Hermunduren mit ihren prachtvollen Waffengräbern, im Westen aber die bisher fast nur durch Siedlungen nachgewiesenen Cherusker. In späterer Zeit liegt hier die Grenze zwischen den Bistümern Hildesheim und Halberstadt und heute stoßen an der Werla die drei Länder Hannover, Braunschweig und Sachsen zusammen.

Diese Schlüsselstellung zwischen nordwestdeutschem und mitteldeutschem Raum bestimmt die Geschichte und die Schicksale des Pfalzhügels. Wenn hier normalerweise auch die Grenze lief, so kann es nicht verwundern, daß wir immer wieder Kulturniederschläge der östlich wohnenden Gruppen auf der Werla finden. Zahlreich sind die keramischen Reste der Walternienburg-Bernburger Gruppe, der auch einige kennzeichnende Sichelmesser aus Schiefer zuzuweisen sind. Hierher gehören vermutlich auch die drei Skelette (Abb. 2), die im Verlaufe der früheren Untersuchungen geborgen sind. Auf Grund einer beinernen Krückennadel als Beigabe können sie in die jüngere Steinzeit verwiesen werden, und die anthropologische Untersuchung des einen Schädels durch Prof. Weinert-Kiel ergab nordisch-fälischen Typ. Die besondere Bedeutung dieser Skelette beruht darin, daß sie uns schon für die Zeit vor 4000 Jahren die Anwesenheit jener Rassen bezeugt, die heute noch die Bevölkerung im wesentlichen aufbauen, und daß hier die ersten jungsteinzeitlichen Hockerskelette Niedersachsens zum Vorschein kamen. In der Zwischenzeit ist es gelungen, zwei weitere Hocker bei Göttingen zu bergen.

Neben zahlreichen Feuersteingeräten sind noch spärliche Scherben der Schönfelder und der Glockenbecherkultur sowie ein nordisches Kragenfläschchen zu nennen. Feuerstellen und Pfostenlöcher können noch keiner bestimmten Gruppe zugeteilt werden.

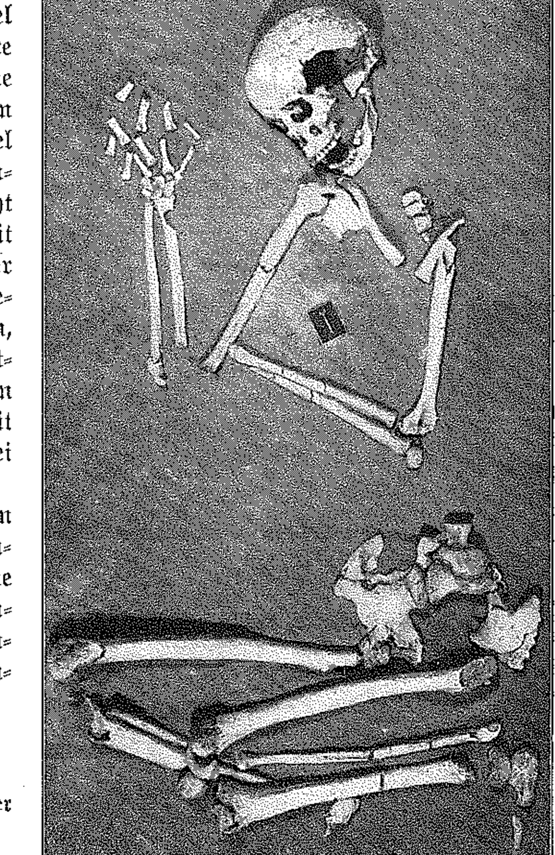


Abb. 2. Jungsteinzeitliches Hockerskelett mit einer beinernen Krückennadel
Aufn.: Landesmuseum Hannover

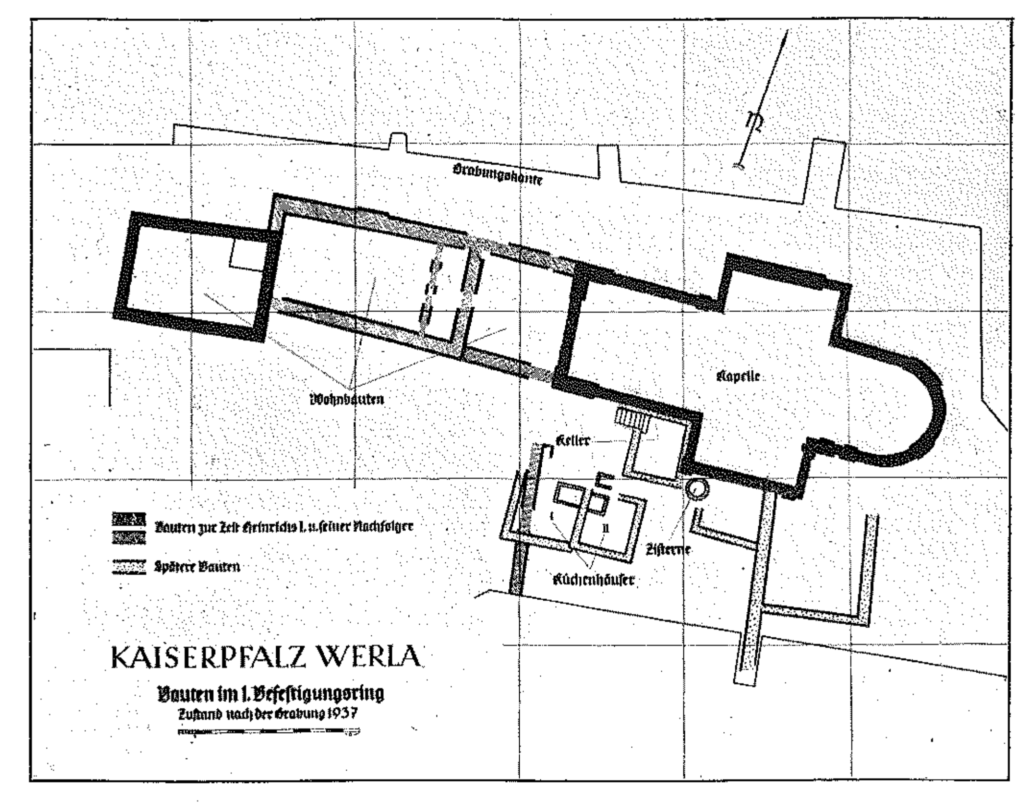


Abb. 3. Grundriß der Hauptgebäude im inneren Befestigungsring

Die Bronzezeit ist durch Keramikreste vertreten, die wir der östlichen Gruppe zuzuweisen haben, während in der Eisenzeit niedersächsische Rauhtöpfe und Siedlungsware mit getupften und verdickten Rändern und mit Dällen- bzw. Gerstenkorneindrücken auf der Wandung vorkommen. Dieser Stufe gehören Vorrats- und Abfallgruben sowie ganze Keramiknester an.

Eine Fundlücke besteht merkwürdigerweise für die Jahrhunderte kurz vor der Pfalzzeit, doch ist es durchaus möglich, daß diese Lücke sich schließt bei einer erschöpfenden Bearbeitung des aus rund 25 000 Nummern bestehenden diesjährigen Grabungsmaterials, denn die Bedeutung der Werla als Stützpunkt der Reichsregierung und als Versammlungsplatz des sächsischen Stammes setzt m. E. alte, ortsgebundene Tradition voraus. Reich sind die Funde aus der eigentlichen Pfalzzeit, die ihre Blüte im 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts hatte. Hier urkundeten verschiedentlich die Könige Heinrich I., Otto I., Otto II., Otto III. und Heinrich II., und hier kamen die Vertreter des sächsischen Stammes zu wichtigen Verhandlungen und zu Beratungen über die Thronfolge zusammen.

Nach Heinrich II. nimmt die Bedeutung der Pfalz Werla allmählich ab. Die Zeiten sind ruhiger geworden, nachdem Ungarneinfälle nicht mehr drohen, und so treten wirtschaftliche Interessen gegenüber den geopolitischen in den Vordergrund. Mit dem Ausbau der Erzgewinnung auf dem Rammelsberge und mit dem Aufkommen einer neuen Dynastie tritt Goslar immer mehr in den Vordergrund, und wenn nach Ausweis der zahlreichen Schlacken auch auf der Werla schon eine Verhüttung der Rammelsbergerze erfolgt war, so wird deren Aufarbeitung jetzt bewußt nach Goslar verlegt, das die Nachfolge von Werla antritt, wie auch der Sachsenspiegel berichtet:

Fumf stede, die palenze heizen, leghen inme lande zu Sassen, dâ die kuning echte hove haben sol. Die êrste is Grûnâ; die andere Werlâ, de is zu Goslere geleget; Walehûsen is die dritte; Olzstede is de vîrde; Merseburch die fumfte (Homeyer III. 62 § 1. Eckhardt 155).

Einmal noch hatte die Werla große Tage, nämlich als Friedrich Barbarossa im Kampf gegen den geächteten Heinrich den Löwen 1180 einen Reichstag auf der Werla abhielt und von den Anhängern Heinrichs unter Androhung schwerer Strafen Gehorsam forderte und erzwang.

Nach dem Versiegen der schriftlichen Quellen bildete sich die Vorstellung heraus, daß die Werla allmählich verfallen sei, und es bereitete daher eine besondere Überraschung, daß im Verlaufe der Grabungen ein Weiterbestand der Besiedlung bis ins 16. Jahrhundert mit einer starken Bauperiode im 13. Jahrhundert nachgewiesen werden konnte.

Auf der Werla wurden verschiedentlich Untersuchungen vorgenommen. Nach einer ersten Untersuchung im Jahre 1875 erfolgte im Jahre 1926 eine kurze Probegrabung durch Prof. Dr. Hölscher-Hannover, bei der verschiedene Fundamente freigelegt wurden. Bald darauf erschien eine eingehende Arbeit des Lehrers Kaufmann-Schladen (vgl. Schrifttum am Schlusse) über die Werla, und nun nahmen sich der Landrat und der Kreisausschuß der Sache an. So kam es zu der ersten planmäßigen Grabung des Jahres 1934, die von Reg.-Baurat Dr. Becker-Goslar geleitet wurde. Eine Fortsetzung dieser Arbeit erfolgte im Jahre 1936 durch Dr.-Ing. Steckeweh-Hannover. Hierbei zeigte es sich, daß neben den architektonischen eine Fülle von vorgeschichtlichen Problemen auftauchte, und so wurde im Jahre 1937 Verfasser mit der Grabungsleitung beauftragt, während ihm Dipl.-Ing. Rudolph-Braunschweig als Architekt zur Seite stand. Träger der Arbeit war wieder der Kreisausschuß unter Führung von Landrat

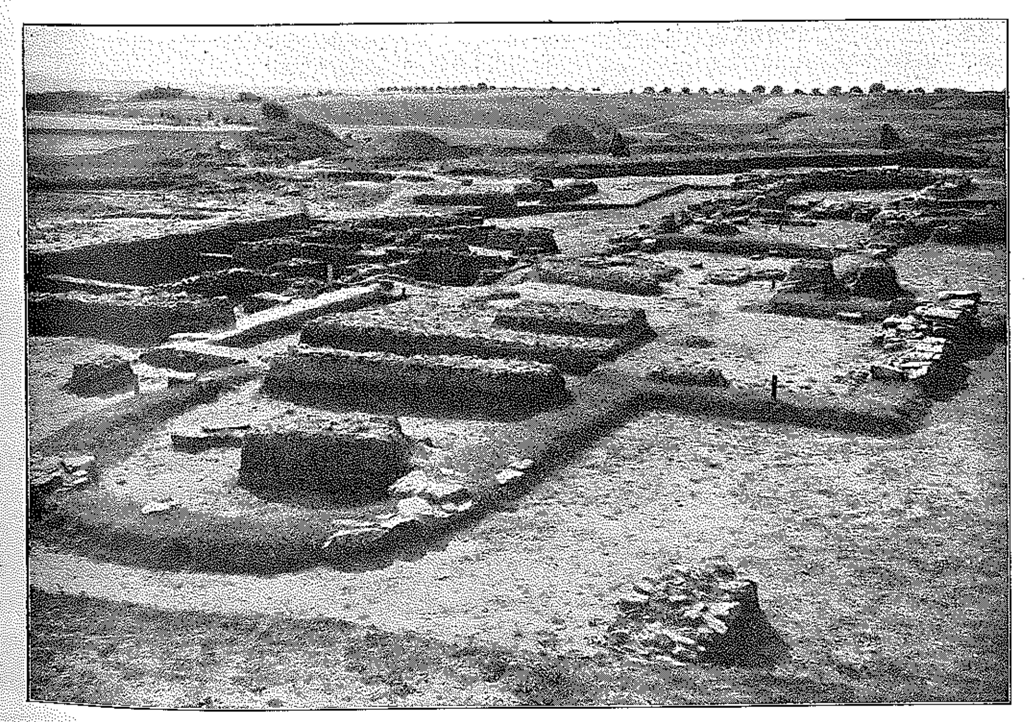


Abb. 3a. Die Fundamente der Hauptgebäude nach der Freilegung. Die nicht mehr vorhandenen Teile sind mit Rasen eingesät. Blick von Osten

Aufn.: von Busse

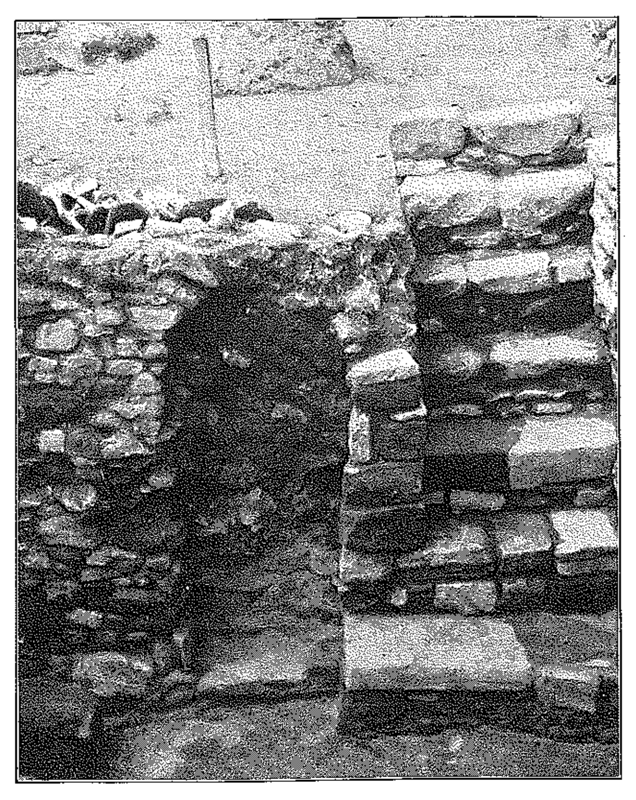


Abb. 4. Steintreppe und Nische im Keller
Aufn.: Grabungs-Leitung

Rotberg. Zuschüsse leisteten das Reichserziehungsministerium, die Provinz Hannover und das Deutsche Archäologische Institut. Ein Teil der Arbeitskräfte wurde durch den Reichsarbeitsdienst, Gruppe Ohrum, gestellt. Studenten verschiedener Fächer und Universitäten beteiligten sich an der Untersuchung.

Aufgabe dieses Jahres war es, an die früheren Untersuchungen anzuknüpfen und außerdem einen Überblick über die Gesamtlage zu bekommen. Die im wesentlichen schon im vergangenen Jahr freigelegten Fundamente der Hauptgebäude (Abb. 3 und 3a) bestehen aus einer 22 Meter langen Kapelle mit langer halbrunder Apsis und auffallend breitem Querschiff und einem etwa 18 Meter weiter westlich gelegenen Wohnbau, dessen Fußboden aus einem teilweise noch vorzüglich erhaltenen Gipsestrich besteht. Nach Bauweise und Steinbearbeitung sind dies die ältesten Bauteile, die noch in die Zeit Heinrichs I. gehören können. Etwas später, wohl in ottonischer Zeit, wurden sie durch Zwischensetzen eines dreiteiligen Gebäudetraktes miteinander verbunden. Da dieser Zwischenbau in der Kapellenflucht durchgeführt wurde, stieß er nicht in voller Breite auf den Gipsestrichsaal, von dem gezeigt werden konnte, daß er nicht so lang war, wie man früher angenommen hatte. Bei den Arbeiten am Südrand der Kapelle gelang es, einen Keller freizulegen, zu dem sieben wohlerhaltene Stufen hinabführten (Abb. 4). Durch einen im Fundament als Bauopfer eingelassenen Kugeltopf konnte der Keller ins 13. Jahrhundert verwiesen werden. Nach der Art seiner Verzahnung mit der Kapelle war zu erschließen, daß diese damals noch bestanden hatte. Neben dem Keller fand sich eine Zisterne, die aus einer 3,50 Meter tiefen und 1 Meter weiten Steinröhre bestand. Ihrer Lage nach hatte sie das vom Kapellendach herunterfließende Regenwasser aufzusammeln. Im Innern fanden sich zahlreiche Tongefäße, die wohl größtenteils beim Wasserholen verlorengegangen sind (Abb. 5). Am häufigsten sind solche Kugeltöpfe sächsischer Herkunft, die auf Grund des Randprofils und der auf der Schulter angebrachten Rippenzone sowie des Brandes in das 13. Jahrhundert zu verweisen sind. In diese Zeit gehören auch das Henkeltöpfchen mit Standboden und Ausgußtülle (links in Abb. 5) sowie das eigenartige Gefäß mit zwei Ausgußöffnungen und vier abgebrochenen Beinen (rechts in Abb. 5), das sich als tönernes aqua manile erweisen ließ.

Südlich liegen die nach mehreren Herden als Küchenhäuser bezeichneten Bauten, deren sehr viel schwächer ausgeführte Fundamente auf Fachwerkhäuser schließen lassen.



Abb. 5. Tongefäße aus der Zisterne
Aufn.: Landesmuseum

Die Küchenhäuser haben nichts mit der eigentlichen Pfalz zu tun. Sie sind sehr viel jünger, und zwar erst im 14. bis 15. Jahrhundert errichtet worden. Unter ihnen kamen vier bis fünf sehr klar abgegrenzte Schichtkomplexe zum Vorschein, die bis in die jüngere Steinzeit zurückreichen und die Stetigkeit der Besiedlung gerade an dieser Stelle besonders gut veranschaulichen.

Etwa an dem südlichsten Punkte des Pfalzgeländes, der durch seine hervorragend günstige Lage einen freien Ausblick nach Osten, Süden und Westen gewährt, gelang es, einen annähernd 3 Meter tiefen, mit Steinen umsetzten Hohlraum freizulegen, der mit teilweise ganz gewaltigen Steinbrocken erfüllt war, die auf einen steinernen Oberbau, wohl einen Turm, schließen lassen. In diesen Hohlraum münden nach geschwungenem Verlauf zwei unterirdische Gänge, die am Eingang, in der Mitte und an der Einmündung verschlossen werden konnten. Nach den beiderseits ausgesparten Führungen und den darunter angebrachten lagerhaft bearbeiteten Steinen zu urteilen, wurden in der Mitte (beachte Abb. 6) hochschiebbare Falltüren oder Fallgitter verwendet. Der Zweck dieser Anlage, die durch einen als Bauopfer verwendeten Kugeltopf ebenfalls ins 13. Jahrhundert datiert wird, ist noch unklar, da sie wegen einer beträchtlichen Erdüberschüttung noch nicht völlig untersucht werden konnte. Es wird jedoch vermutet, daß sie mit der noch nicht freigelegten Hälfte an die südlich vorgelagerte Ringmauer anschließt und eine Ausfallpforte enthält.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen, was wohl geschehen sein könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen; das Publikum muß aber nicht ins Geheimnis hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

Goethe

Pflanzenbau während der Eiszeit

Ein Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues (Schluß)

Von F. Mühlhofer, Wien

Pflanzenbau im Aurignacien

Wie wir bereits hervorhoben, stützt Menghin die Annahme eines Pflanzertums während des Aurignacien hauptsächlich auf den die plastische Kunst dieser Periode beherrschenden Frauenkult. Dadurch angeregt, zogen wir auch die gleichaltrige piktische Kunst in das Blickfeld darauf hinzielender Betrachtung.

Die folgenden Abbildungen zeigen jene Wandgemälde des franko-kantabrischen Kulturkreises, aus denen sich möglicherweise ein Verhältnis zum Pflanzenbau ablesen läßt. Freilich bewegt sich unsere Forschung hierbei in rein spekulativer Richtung und wir wagen überdies noch den sachlichen Fehler, daß wir auch relativ jüngere künstlerische Zutaten als gewollte Kombination im Rahmen einer erst dadurch vollendeten Gesamtdarstellung auffassen. Gegen das Wesen der Kunst haben wir uns aber damit nicht vergangen, und schließlich bleibt auch andersartigen Lesungen immer nur der Weg subjektiver, wenn nicht individueller Deutung offen.



Fig. 1: Santian (Santander); Wandgemälde, rot

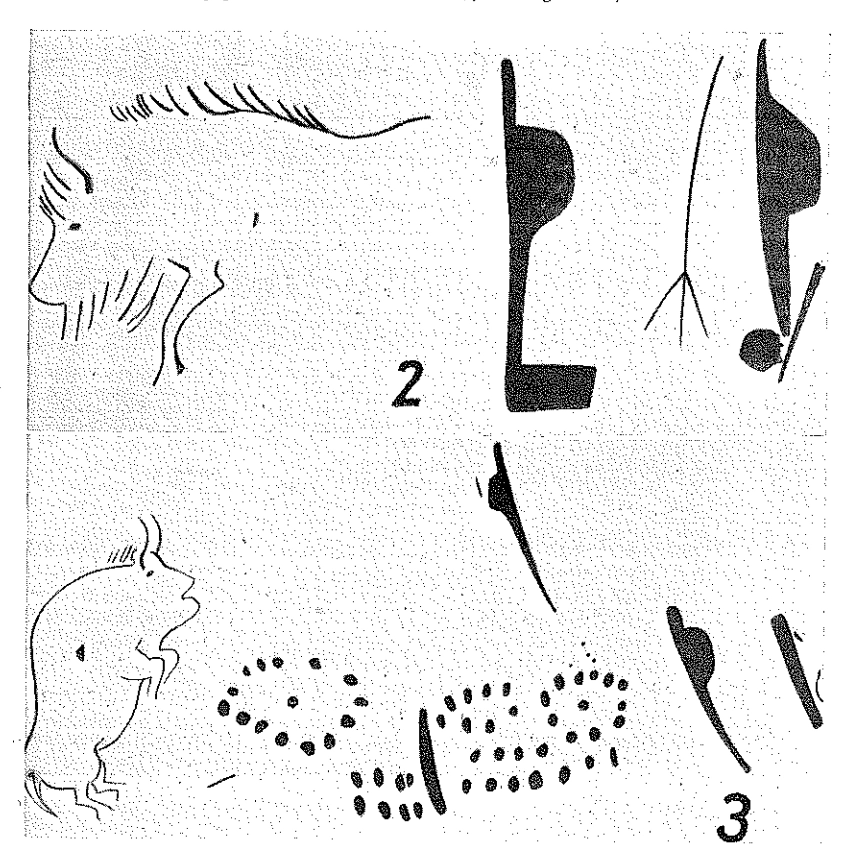


Fig. 2 u. 3: Niaux (Arièges); Wandgemälde, rot und schwarz

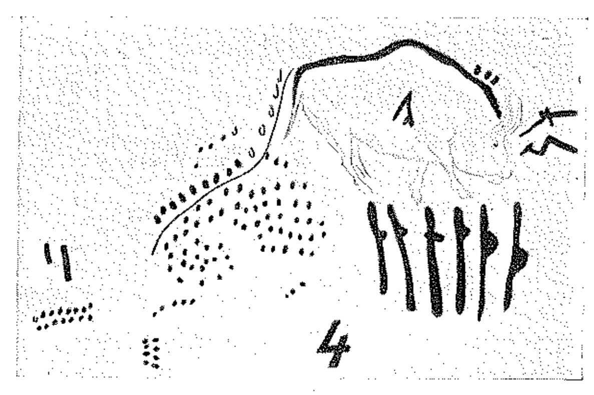


Fig. 4: Pindal (d'Oviedo); Wandgemälde, rot

In den Zeichen von Santian (Fig. 1) erblicken wir Bilder von Händen und augenscheinlich die daraus abzuleitenden, bis zur Unkenntlichkeit stilisierten Formen, die gegenständlich vielleicht auch als Waffen (Keulen-claviformes) in Verwendung standen. Näher liegt es aber, sie insgesamt als magisch wirkende Abwehrmittel zu deuten. In Fig. 2 scheinen derartig claviforme Zeichen (Faust mit abweisendem Zeigefinger) eine Pflanze vor einem Bison wirksam zu schützen. Auch Fig. 3 zeigt uns ein ähnliches Motiv: Eine von derlei Zeichen (Wildscheuchen) gehütete Pflanzung — so deuten wir die Punkt-

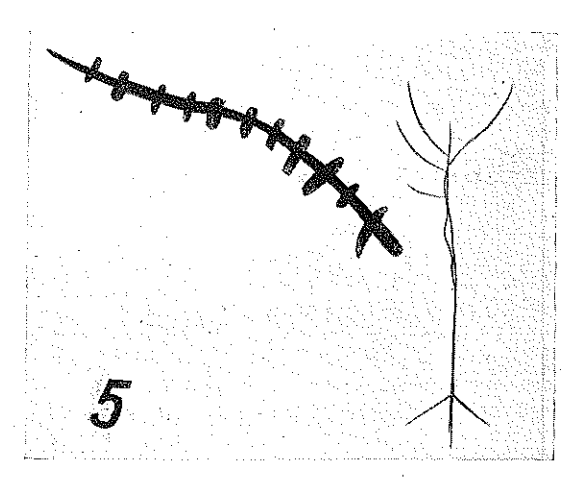


Fig. 5: Pindal; Wandgemälde, schwarz

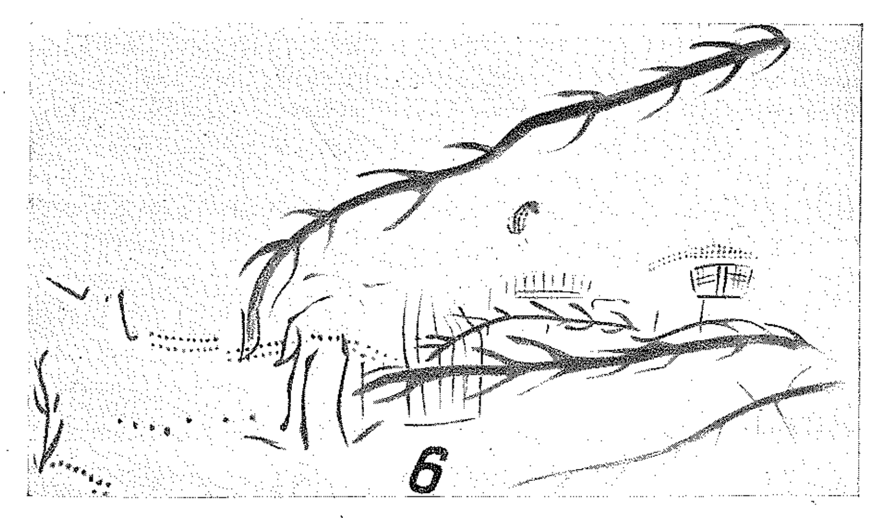


Fig. 6: Marsoulas (Haute-Garonne); Wandgemälde, rot

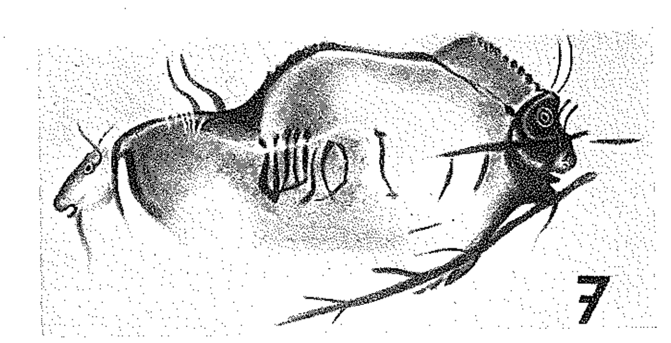


Fig. 7: Marsoulas (Haute-Garonne); Wandgemälde, rot und schwarz

gruppen — wird in auffallender Weise von einem Bison respektiert. Dagegen ignoriert auf Fig. 4 ein Bison eine Pflanzung und berennt die warnenden Wildscheuchen, wofür er dem Tode verfällt, was durch ein Mal (Speerspitze) in der Rumpfmitte ausgedrückt ist. Hierin kommt auch die Art des Jagdzaubers mit dem Wesen magischer Kunst, das Bild und Ding identifiziert (Koinzidenz), zum Ausdruck. Auf Fig. 5 begegnet uns das bereits oben betonte konventionelle Zeichen für Pflanze (Pflanzung), das anscheinend durch eine Hürde (Wildzaun) geschützt ist. Um Hürden (Wildzäune) dürfte es sich auch in Fig. 6 handeln; die Pflanzung scheint durch Punktreihen angedeutet zu sein; auf die kamm- und dachförmigen (pectiformes, tectiformes) Zeichen kommen wir noch zu sprechen. In Fig. 7 scheint ein Bison eine Hürde (Wildzaun) zu durchbrechen; er trägt u. a. ein pectiformes Mal, das auch auf Fig. 8 je neben einem Bison aufscheint; vielleicht handelt es sich in diesem Zeichen wieder nur um eine stilisierte Form der „magischen Hand", die das Wild in den Bannkreis des Jägers bringt oder (Fig. 6) die Pflanzung schützt. Fig. 9 zeigt uns einen Bison und Fig. 10 eine Hirschkuh über (in) einer Pflanzung; beim Bison scheint der Fraß durch den Mageninhalt angedeutet zu sein. Auf Fig. 11 kommt das Äsen des Wildpferdes durch die drei Punkte (konventionelles Zeichen) vor dem Maule zum Ausdrucke; das Tier zeigt das Bannmal. Die erwähnten tectiformen Zeichen deuten wir als Wildfallen und Hütten.

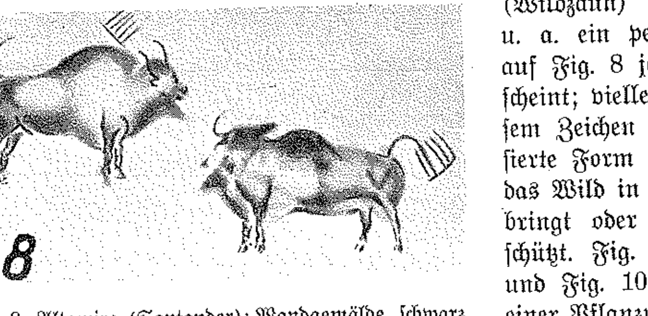


Fig. 8: Altamira (Santander); Wandgemälde, schwarz

Die hier angeführten Beispiele ließen sich fallweise noch ergänzen und erweitern; wir machen unter anderem nur auf die Wandgemälde von Castillo (8, S. 42, 43) aufmerksam.

Abgesehen von diesen kunstgeschichtlichen, rein spekulativen Betrachtungen, sind es die vorher zergliederten ganz realen urgeschichtlichen Grundlagen, die uns den schlüssigen Beweis eiszeitlichen Getreidebaues ermöglichten. Neben zwei Weizenarten (Zwergweizen und Einkorn) müssen wir aber auf Grund des erwähnten auf Schiefer geritzten Ährenbildes auch eine Gerstenart (wahrscheinlich die sechszeilige) als eiszeitliche Kulturpflanze annehmen. Und tatsächlich lassen sich diese Getreidearten in fast allen jüngeren urgeschichtlichen Perioden nachweisen und werden auch heute noch in einzelnen Hochtälern der Ostalpen gebaut. Derart läßt sich die Pflege dieser Brotfrüchte in unserem Siedlungsgebiete fast lückenlos von der Gegenwart bis in die Urzeit menschlicher Kulturentwicklung verfolgen, eine durch die urgeschichtliche Forschung erhärtete Tatsache, die nunmehr alle bisherigen Meinungen über Herkunft, kulturelle Verbreitung und dergleichen vollkommen ausschalten. Und nicht nur der Getreidebau, sondern auch der Bergbau mit der Erzverhüttung sowie vieles andere sind heimatlichem Boden entsprungen und haben nach dem Stand unserer heutigen Erkenntnis von jeher die Umwelt eher befruchtet denn von ihr empfangen.

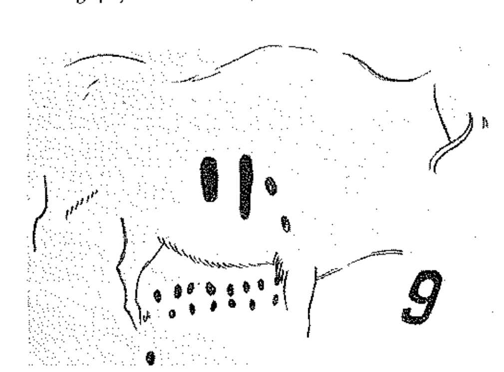


Fig. 9: Pindal; Wandzeichnung

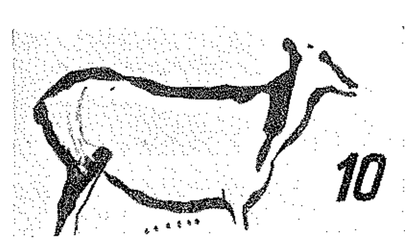


Fig. 10: Pindal; Wandgemälde, rot

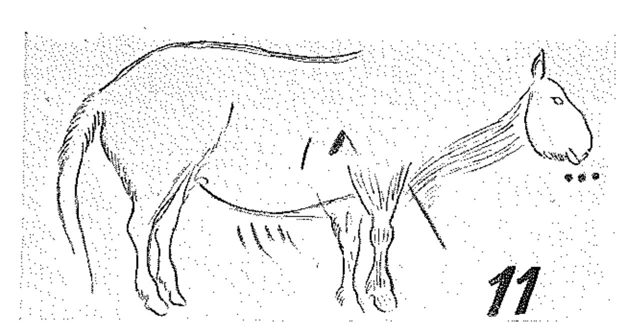


Fig. 11: Pindal; Wandzeichnung

Schließlich sei auch noch auf die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Forschungsergebnisse hingewiesen: auf die Möglichkeit, die erwähnten Getreidearten künftig auch in jenen Gebieten zu bauen, die man bisher infolge ihrer Höhenlage oder aus anderen Gründen für deren Kultur nicht mehr in Betracht zog.

Diese ergänzenden Zeilen zu den eingangs erwähnten trefflichen Ausführungen von Stockar sollen lediglich dazu dienen, auf die Ergebnisse jüngster urgeschichtlicher Forschungen auf diesem Gebiete und auf deren Nutzanwendung die Allgemeinheit aufmerksam zu machen.



Der wilde Jäger in Hessen

Von Dr. Carl G. Cornelius

Der Wilde Jäger, der allein oder als Anführer des „Wütenden Heeres" nächtens durch die Lüfte reitet, ist eine Erscheinung, die nicht nur in den verschiedensten Teilen Deutschlands als Sagengestalt auftritt, sondern bei allen indogermanischen Völkern und quellenmäßig belegt bis ins 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nachgewiesen werden kann. Man muß daher annehmen, daß der Urgrund der Sage in einer gemeinsamen Vorstellung der ältesten nordischen Menschheit wurzelt. Der Gedanke, Naturvorgänge wie Sturm und Gewitter als Anlaß der Sagenentstehung vom einherbrausenden „Wütenden Heer" anzusehen, liegt wohl nahe, doch sprechen die zahlreich übereinstimmenden Einzelzüge des Sagengehalts zweifellos für enger begrenzte Ursprungstatsachen als solche überall auftretenden Wettererscheinungen.

Wie wir immer mehr von der früheren Methode abkommen, Überlieferungen des Volkslebens zugunsten gelehrter Betrachtungsweisen zu vernachlässigen, sind wir der Auffassung geworden, daß es Wütende Heere in der frühen Geschichte des Germanentums, ja noch im deutschen Mittelalter wirklich gegeben hat, und zwar waren es die Umzüge von Mannschaftsverbänden zum Zwecke der Totenehrung[1].

[1] Vor allem durch O. Höflers Buch „Kultische Geheimbünde der Germanen".

In Hessen und Nassau tritt die Sage vom Wütenden Heer und seinem Führer, dem Wilden Jäger, mehrfach auf; häufig in Oberhessen, am nachhaltigsten aber im Odenwald, wo sie im „Rodensteiner" einen besonders volkstümlichen Niederschlag gefunden hat. Merkwürdig ist bei diesem „Landgeist" des oberen Gersprenztales, daß er zu bestimmten Zeiten und auf einem bestimmten Wege einherzieht, nämlich immer sechs Monate vor Kriegs- oder Friedensbeginn und stets zwischen der Burg Schnellerts und dem Schloß Rodenstein oder umgekehrt.

Diese Angaben führten mich zum erstenmal zu der Annahme, daß in der Sage vom Wilden Jäger noch mehr Tatsachen aus dem Leben unserer germanischen Vorfahren stecken als die erwähnten Handlungen kultischer Bruderschaften. Es scheint hier eine Vermischung in der Erinnerung an diese, ja heute noch im Nürnberger Schembartlauf, dem bayerischen Haberfeldtreiben

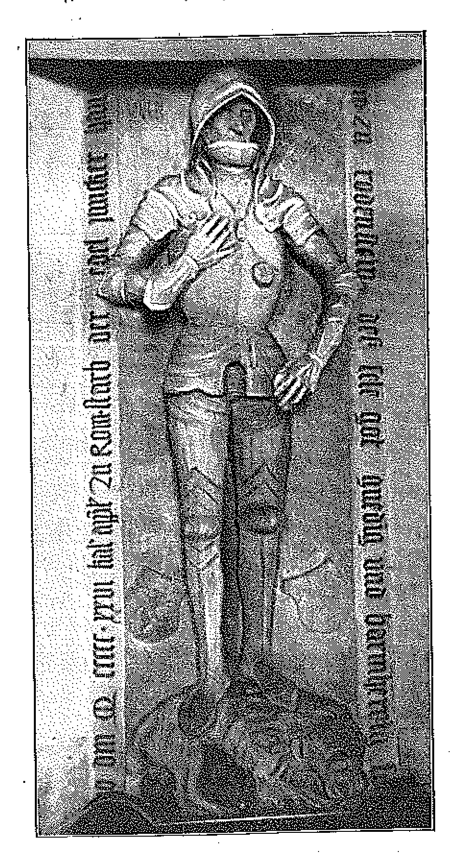


Abb. 1. Der Junker Hans von Rodenstein, der 1526 in Rom an der Pest starb und dessen hagere Züge und furchterregendes Aussehen ihn für die Sagengestalt des „Wilden Jägers" eintreten ließen

oder in unserem Fasnachtstrubel fortlebenden Umzüge nordischer Kultgesellschaften mit einem anderen Merkmal germanischen Gemeinschaftslebens eingetreten zu sein: mit dem hochentwickelten Signalsystem über weite Strecken, dessen sich unsere Vorfahren zu bedienen wußten.

Einen Beweis für sein Vorhandensein bilden die zahlreichen alten Namen von bevorzugten Plätzen in der Landschaft, die wie Hohe Warte, Wachtberg, Dören (Turm-)berg allgemein darauf hinweisen oder wie Lichtenberg, Weißenstein, Hohenlüchte die Art der Zeichengebung als Leuchtsignale bestimmen, zu denen bei kleineren Entfernungen oder Nebel Lautsignale traten, wie die Höhennamen Klapperberg, Sackpfeife, Heulmeier es überliefern. Im Odenwälder „Lärmfeuer" haben wir sogar eine Vereinigung beider Benachrichtigungsweisen vor uns, und die übliche Späterdatierung dieses Namens beweist nichts gegen das Gesagte. Wir sehen daraus, auf welche Weise damals von unseren Vorfahren Alarm geblasen wurde, und auch aus den Kämpfen mit den Römern, die militärische Taten von solchem Umfang und solch geschickter Massenführung aufweisen, müssen wir auf ein hervorragend arbeitendes Nachrichtenwesen bei den Germanen schließen.

Auffällig ist bei der Betrachtung dieser Signalorte in der Natur, daß sie meist in der Nord-Süd-, oder in der Ost-West-Richtung zueinander liegen. Das hatte den Vorteil der kürzesten und schnellsten Verbindung, und noch vor 80 Jahren wurde die Telegraphenlinie von Berlin nach Westdeutschland unter Benutzung jener ältesten Nachrichtenübermittlungspunkte angelegt. Aus dem Herausgreifen jener wichtigen Himmelsrichtungen kann man folgern, daß das Signalsystem nicht der erste Zweck der Aussonderung dieser Örtlichkeiten war. Die „heiligen Linien" werden vielmehr auch heilige Orte, Kultstätten miteinander verbunden haben, und hiermit kommen wir zu der Sage vom Wilden Jäger zurück, an deren Schauplätze in deutschen Landen sich oft solche Überlieferungen von bestimmter Signalgebung knüpfen.

Wenn bei Hirschhorn am Neckar das Wilde Heer von dem östlich liegenden Feuerberg herabkommt, so ist die Verbindung zwischen dem Zuge der erwähnten germanischen Kultbruderschaften und den vom heiligen Orte gegebenen Lichtzeichen offensichtlich. Auch die Abstände von sechs Monaten, von denen die Rodensteiner-Sage berichtet, finden so eine Erklärung. Hierin kehrt die Erinnerung an die höchsten Feste unserer Vorfahren wieder, die alle halbe Jahre zur

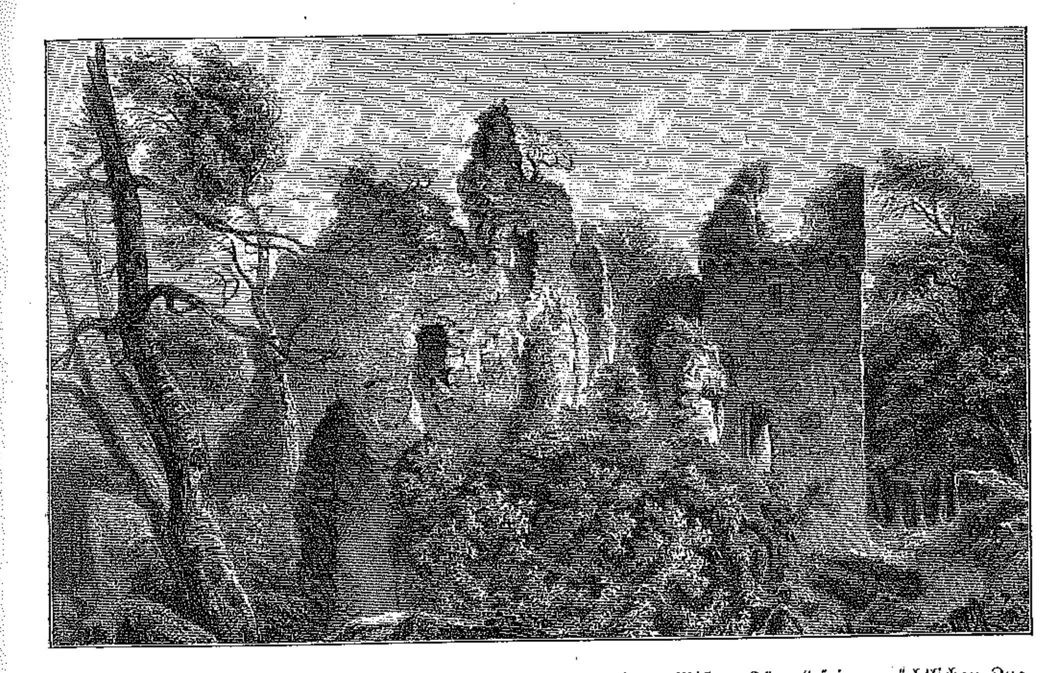


Abb. 2. Ruine Rodenstein im Odenwald, von wo die Sage den „Wilden Jäger" seinen nächtlichen Zug antreten läßt. (Nach einem alten Stahlstich)

Sommer- und Wintersonnenwende abgehalten wurden und bei denen das geschilderte Signalsystem ebenso wie vor Kriegsbeginn besonders auffällig in Erscheinung getreten sein wird. Auch die Namen Rodenstein und Schnellerts als der Stätten, zwischen denen der Wilde Jäger eine Verbindung durch die Luft unterhielt, erinnern an die Farbe des Feuers und an die Bewegung des Schleuderns. Eine ähnliche Vorstellung finden wir in Oberhessen, wo bei Marburg zwischen den Bergen Weißenstein und Rothenstein der Sage nach eine Verbindung derart bestanden hat, daß Riesen sich Steine zuwarfen. Gleichfalls lebt diese Wurfsage als Erinnerungsrest an die frühere Signalübermittlung im Kreis Gießen, wo bei Weikartshain zwischen Wildfrauenberg und Wilder Grube Riese und Riesin mit Wurfgeschossen in Verbindung treten. Beachten wir ferner, daß in Ruppersburg (Kreis Schotten) sich die Sage an einen trompetenblasenden Riesen knüpft und in Solms-Ilsdorf (Kreis Schotten) das Auftreten des Wilden Jägers durch Trompetenblasen gekennzeichnet wird, so sehen wir die Zusammenhänge: die Riesen als allgemeine Erinnerung an Menschen früherer Jahrtausende, ebenso wie das Wilde Heer oder der Wilde Jäger als Spiegelbild der Umzüge der germanischen Kultgesellschaften sind mit der Erinnerung an das hochentwickelte Licht- und Lautbenachrichtigungswesen unserer Altvordern zur Sage verwoben. Wenn das Wilde Heer durch Busenborn (Kreis Schotten) zog — so heißt es —, wurde es gegen Westen am Himmel so hell als ob irgendwo ein Brand wäre, und in Staden (Kreis Friedberg) leuchtete am großen Turm nach dem Wingert zu ein an einer lang herausgesteckten Stange befestigtes Licht, das wie ein großer Klumpen Feuer aussah, um dem Wilden Jäger den Weg zu weisen. So können wir annehmen, daß die tatsächlich abgehaltenen Umzüge, die zu den Sagen vom Wütenden Heer Veranlassung gaben, sich besonders an die Zeitpunkte der großen Feste, wie an die bevorstehender oder beendeter kriegerischer Ereignisse knüpften. Ein Gebiet dieser Sagenbereiche gestattet uns daher, Schlüsse auf das andere zu ziehen und hilft uns, Spuren zu entdecken auf dem nicht leichten Wege, den jeder Deutschbewußte suchen helfen sollte: den Weg der Erkenntnis der wahren inneren Kulturhöhe unserer germanischen Vorfahren. Und liebevolle, wenn auch langwierige Arbeit wird uns immer mehr diesem Ziel näherbringen, denn so sicher wie durch rücksichtslose Vernichtung fast aller germanischen Literatur in der fränkischen Bekehrungszeit die greifbaren Unterlagen für die einstige Größe des Germanentums verlorengingen, so sicher haben unsere Urväter diese besessen.

Zeitschriftenschau

Archiv für Religionswissenschaft, 34. Band, Heft 3/4, 1937. Elisabeth Hartmann, Der Ahnenberg, eine altnordische Jenseitsvorstellung. Mit Recht wird festgestellt, daß ein „festes Lehrgebäude der nordgermanischen Toten- und Jenseitsvorstellungen" sich nicht errichten läßt. Der Ertrunkene z. B. geht ein in den Sippenberg, oder er kommt zu Ran oder in Odins Reich. Der Glaube, daß der Tote in den Berg eingeht, gehört nicht zum Vorstellungskreis des fortlebenden Toten im Grabe (sog. lebende Leiche), sondern ist eine ausgesprochene Jenseitsvorstellung. Der Auffassung, daß in Deutschland sich keine Entsprechung zu der nordgermanischen Vorstellung vom Totenberg fände, wird man nicht zustimmen können. Immerhin bringt der Aufsatz reiche Belege und berücksichtigt ein umfängliches Schrifttum. / Carl Clemen, **Mithrasmysterien und germanische Religion.** Die germanische Religion hat nicht auf die Mithrasmysterien eingewirkt und ist auch nicht von diesen beeinflußt worden. / Gilbert Trathnigg, **Glaube und Kult der Semnonen.** Trathnigg setzt sich gründlich auseinander mit den unhaltbaren Aufstellungen von Alois Cloß, der fälschlich als Much-Schüler ausgegeben wurde. Unsere Leser sind über die Arbeit von Cloß seinerzeit unterrichtet worden. / Otto Huth, **Die Kulttore der Indogermanen.** In Ergänzung einer Arbeit über den „Durchzug des Wilden Heeres", der in derselben Zeitschrift 1935 erschien, wird gezeigt, daß der Durchzug durch Kulttore zur Wintersonnenwende außer in Germanien und Altrom auch im arischen Altindien nachweisbar ist. Eine neue eingehende Untersuchung der Apri-Lieder durch Johannes Hertel-Leipzig hat ergeben, daß diese Kultlieder des Wintersonnenwende-Neujahrsfestes sind, aus denen zugleich das Brauchtum dieses Festes zu erkennen ist. Es bestand vor allem in der Löschung und Neuanzündung des ewigen Feuers und der feierlichen Öffnung der Kulttore, durch die die Krieger hindurchzogen. Die Kulttore sind Abbilder der Himmelstore, durch die die Götter einziehen in die Menschenwelt. / **Volk und Scholle,** 15. Jahrgang, Heft 11, November 1937. Friedrich Mößinger, **Martinsfeuer.** Mössinger gibt eine Übersicht über die Verbreitung der Martinsfeuer und handelt dann vor allem über den Sinn des Martinsfeuers. Er versucht, die in dem Feuer verbrannte Strohpuppe zu erklären. Alles deute darauf hin, „daß wir im Martinsfeuer das Fest des beginnenden Winters zu sehen haben, bei dem der Sommer seinen Tod finden muß". / Georg Wiesenthal, **Glaubergsagen.** In Fortsetzung der Mitteilungen im Oktober-Heft derselben Zeitschrift stellt Wiesenthal weitere Sagen zusammen, die um den Glauberg spielen, der „das bedeutendste Denkmal oberhessischer Vorgeschichte" ist. / Heinrich Winter, **Drehen, Wickeln, Binden, Flechten und Knoten im Kult und Brauchtum unserer Landschaft.** Aus dieser dritten Fortsetzung der sehr aufschlußreichen Abhandlung, die mit zahlreichen Bildern versehen ist, heben wir folgendes hervor: „Selbst im schweren Ernst der Erntearbeit verzichtet der Bauer nicht auf die kreisende Bewegung. Er mäht — heute noch vereinzelt — den Hafer und das Grummet in großen Spirallinien, meist aus der Mitte des Feldes heraus. Einige Halme läßt er dort stehen, die er umbindet oder sogar umflicht. Durch diese kultische Handhabung werden diese Halme zum ‚Mann', zum ‚Hafermännchen', das von ihm wie die anderen kultischen Manndarstellungen behandelt wird. Das Hafermännchen kommt natürlich nicht in die Scheune, es wird auf dem Felde verbrannt. Wer von den Buben die meisten Hafermännchen verbrannt hat, ist der Haferkönig." / Dieselbe Zeitschrift, Heft 12, Dezember 1937. Die beiden ersten Aufsätze dieses Heftes befassen sich mit Weihnachtsbrauchtum: Friedrich Mößinger, **Weihnachtsesel im Usinger Land,** und Heinrich Winter, **Mittwinterliche Frauengestalten unserer Landschaft.** / Dieselbe Zeitschrift, 16. Jahrg., Januar 1938. Friedrich Mößinger, **Die Dorflinde als Lebensbaum.** Dieser Aufsatz bringt ungewöhnlich wichtiges, bisher unbeachtetes Material. M. weist Dorflinden nach, die künstlich in die Gestalt einer drei- oder mehrstufigen Pyramide gebracht sind. Diese dreistufige Pyramide erscheint auch als Maibaum und als Weihnachtsbaum. M. verweist mit Recht auf das Märchen bei Zaunert, „Deutsche Märchen seit Grimm", in dem der dreistufige Weltbaum erscheint. / **Hessische Blätter für Volkskunde,** Band 35,

1936. Hans von der Au, **Drei lärren Strömp.** Zur Deutung eines Vogelberger Frauentanzes. Von der Au gibt eine umfassende Untersuchung über kultische Frauentänze. Obgleich es bereits mehrere volkskundliche Arbeiten über den sog. „Weiberbund" gibt, stellt er mit Recht fest, daß diese Frage erst noch einer systematischen Durchforschung bedarf. Zum Schluß sagt er: „Man darf nicht, wie versucht wurde, ‚Männerbund' und ‚Weiberbund' auf nordische und westische Kultur verteilen und in ihnen rassisch bedingte Gegensätze sehen." / Friedrich Mößinger, **Ein Odenwälder Weihnachtsumzug.** Die Odenwälder Weihnachtsbräuche sind bisher weniger beachtet worden, obwohl sie sehr altertümlich sind. Ihr Sinn erschließt sich nur der vergleichenden Forschung, die sie mit den Überlieferungen der anderen deutschen Landschaften zusammen sieht. / Karl Wehrhan, **Honigkuchen-Poesie auf dem Frankfurter Weihnachtsmarkt.** Wehrhan stellt die Inschriften der Honigkuchen zusammen, die den Weihnachtsmarkt auf dem Römerberg in Frankfurt am Main beherrschen. — Das Heft schließt eine umfangreiche Bücherschau ab. / **Der Norden,** Dezember-Heft 1937. Siegfried Lehmann, **Die Sonne im Sinnbild.** Der Verfasser zeigt an Hand zahlreicher Abbildungen die große Bedeutung der Sonnensinnbilder im deutschen Volkstum. Die Arbeit erhält ihren besonderen Wert durch eine Reihe hervorragender Aufnahmen. / **Volk und Heimat,** 13. Jahrgang, Heft 12, Dezember 1937. Fr. Sprater, **Der Trifels — die Gralsburg bei Wolfram von Eschenbach?** Im Gegensatz zu mehreren Forschern, die im Wildenberg des Odenwaldes das Urbild der Gralsburg sehen, macht Sprater darauf aufmerksam, daß manches mehr für den Trifels spricht, der seit 1195 die Reichskleinodien barg. Seine Darlegungen sind beachtlich, doch ist es unfruchtbar, die Frage nach dem Urbild einseitig zu Gunsten des Trifels zu beantworten. Im Bild der Gralsburg wird Verschiedenes zusammengeflossen sein. / **Mitteilungen des Wolfram von Eschenbach-Bundes,** 1. Heft, 1936, Friedrich Panzer, **Die Wildenburg.** Wolfram von Eschenbach nennt die Gralsburg Munsalvasche und diesen Namen kann er selbst nur als „mont sauvage", d. i. wilder Berg, verstanden haben. Die schöne Abhandlung Panzers sowie die folgenden von Albert Schreiber und Walter Hotz sind sehr beachtliche Beiträge zu der Frage nach der Beziehung Wolframs zur Wildenburg im Odenwald. Zur Herstellung dieser wunderbaren Burg, die ein Nationalheiligtum der Deutschen zu werden verdient, hat der Führer 1936 15 000 Mark gespendet. — Dieselben Mitteilungen, 2. Heft, 1937, Max Preitz stellt Äußerungen Richard Wagners über Wolfram und den Parsival zusammen, Eduard Lachmann untersucht die Versform von Wolframs Parsival, Bodo Mergell unterrichtet über die französische Quelle von Wolframs viel zu wenig bekanntem Willehalm. / **Rasse,** 4. Jahrg., Heft 12, 1937. Karl Schneider, **Über die Urheimat der Indogermanen.** Schneider berichtet kritisch über die Arbeiten von Wilhelm Brandenstein (Die erste indogermanische Wanderung, Wien 1936) und Julius Pokorny (Substrattheorie und Urheimat der Indogermanen in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 66, 1936). Es stellt sich heraus, daß die Abhandlung von Brandenstein, der wieder einmal für eine asiatische Urheimat der Indogermanen eintritt — und zwar soll es die Kirgisensteppe zwischen dem Uralfluß und dem Irtysch sein —, gänzlich unhaltbar ist. Mit großem Recht stellt Schneider fest, daß das indogermanische Urheimatproblem im Gegensatz zu Brandenstein, der lediglich sprachvergleichend vorgeht, nur gelöst werden kann durch „eine enge Zusammenarbeit von vergleichender Sprachforschung, Völkerkunde, Rassenkunde, Spatenwissenschaft, vergleichender Rechts- und Religionswissenschaft". — Die Arbeit von Pokorny dagegen ist anregend und lehrreich. / **Volk und Rasse,** Heft 12, 1937. Gerhard Heberer, **Neuere Funde zur Urgeschichte des Menschen und ihre Bedeutung für Rassenkunde und Weltanschauung.** Heberer setzt seine wichtige Abhandlung, über deren ersten Teil wir bereits berichteten, fort. Er hebt hervor, daß die Kenntnis vom fossilen urgeschichtlichen Menschen zur Zeit sehr schnelle Fortschritte macht. „Da in seither noch nicht dagewesenem Maße die Erdrinde in bis jetzt unberührten Gebieten durchforscht wird, ist mit einem weiteren schnellen Anstieg der Funde mit Sicherheit zu rechnen." Er stellt weiter fest, daß die neuen Funde die wissenschaftliche Erkenntnis von der Entwicklung des Menschen aus einem primitiven Menschenaffenzustand heraus nicht widerlegen. Über die Grundzüge der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Menschen sind wir heute gut unterrichtet. „Die weltanschaulichen Folgerungen aus diesem Ergebnis sind eindeutig und klar! Sie liegen nicht in einer Vermaterialisierung des Menschen, führen zu keinem Atheismus, aber sie weisen dem Menschen seine Stelle im Reiche des Lebendigen an. Mittenhinein in den ewigen Erbstrom des Lebens ist er gestellt,

den Lebensgesetzen unterworfen." / **Forschungen und Fortschritte,** 14. Jahrg., Nr. 1, 1. Januar 1938. Otto Eißfeldt, **Zur Frage nach dem Ursprung unseres Alphabets.** Eißfeldt hebt die Bedeutung der Schrift von Hans Bauer über den Ursprung des Alphabets hervor, die 1937 nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurde. Bauer, der den entscheidenden Beitrag zur Entzifferung des keilschriftlichen Alphabets von Ras Schamra geleistet hat, weist entschieden die bisherige Theorie zurück, die die Namen der phönizischen Zeichen aus einem ursprünglichen Bildcharakter herleiten wollte. Die Entzifferungsversuche an sinaitischen und kanaanäischen Inschriften, die sich von der Bildertheorie leiten ließen, haben zu Fehlschlägen geführt. / **Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit,** 13. Jahrg., Heft 10—11, 1937. Dieses umfangreiche Doppelheft ist der vorgeschichtlichen Forschung in Schlesien gewidmet. Aus der Fülle des Inhalts seien einige Beiträge besonders hervorgehoben. / Kurt Langenheim, **Zwei Fundstücke mit kultischen Zeichen.** Ein Steinaxtbruchstück aus Kochern zeigt dreifach übereinanderstehende Bögen, ein Sinnbild, das bisher auch an einem Schalenstein von Beldorf in Schleswig-Holstein gefunden wurde und außerdem aus der Bretagne bekannt ist. Eine merkwürdige Verzierung zeigt ein bronzezeitlicher Tonbecher aus Ranchwitz. In einem Doppelbogen steht ein Zeichen, das etwa die Form einer umgekehrten Sechs hat. / Christian Pescheck, **Neue wandalische Lanzenspitze mit Heilszeichen aus Schlesien.** In einer Sandgrube nordwestlich von Kuttlau, Kreis Glogau, wurden Teile eines wandalischen Kriegergrabes gefunden. Besonders bemerkenswert ist eine Lanzenspitze mit zwei Hakenkreuzen und einem halbmondförmigen Zeichen. Es ist die bisher bedeutendste schlesische Heilslanze. Da sich Heilszeichen selten auf Waffen finden, kommt der Verfasser zu der Annahme, daß es sich um das Grab eines Führers handelt, „der das Vorrecht auf solche Zeichen hat". / Ernst Petersen, **Neue Grabungen auf dem Siling und ihre Ergebnisse.** Der Siling (Zoptenberg) ist die bedeutendste alte Kultstätte Schlesiens. „Nach dem heutigen Stande unseres Wissens darf man sich von dem Aussehen des Silinggipfels in der Frühgeschichte nunmehr wohl folgendes Bild machen. Der heute von der Kirche besetzte Hügel in der südwestlichen Ecke der Bergwiese verdankt seine Entstehung erst der Zeit, in der die Illyrier ihre Gipfelburg erbauten, und hat vielleicht schon damals ein Heiligtum getragen. Die Wandalen fanden ihn in der halben heutigen Höhe vor und wählten ihn wohl sicher zur Stätte ihres bekannten Heiligtums, in dem die göttlichen Zwillinge verehrt wurden, während ihnen die Bergwiese wohl als Versammlungsraum diente. An der gleichen Stelle erhob sich später die mittelalterliche Burg mit der von Uhtenwoldt wahrscheinlich gemachten Burgkirche, deren Überlieferung die mehrmals zerstörte, aber immer wieder neu erbaute Bergkirche von heute übernommen hat." Dr. O. Huth.

Die Bücherwaage

Georg Scherdin, **Die Verbreitung der hochdeutschen Schriftsprache in Süd-Limburg.** Beiträge zur kulturellen Entwicklungsgeschichte einer deutsch-niederländischen Grenzlandschaft. Berlin 1937. Volk und Reich Verlag. 121 S.

Scherdins Untersuchung ist eine fleißige und gewissenhafte Arbeit, die vor allem Boden, Wirtschaft, Geschichte und Sprache berücksichtigt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat die Bevölkerung des Grenzlandes Süd-Limburg starke Wandlungen durchgemacht; aus einer Bauernbevölkerung ist eine Industriebevölkerung geworden. Gleichzeitig trat eine Angleichung an die holländische Kultur und Sprache ein, was durch eine Untersuchung der Grabinschriften gezeigt wird. Die Arbeit Scherdins, die in erster Linie für die Volksgeschichte der Grenze von Bedeutung ist, vermag auch dem Volkskundler manchen wertvollen Hinweis zu geben.

Huth.

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 März Heft 3

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Das deutsche und das nordische Heldenlied

So wenige Zeugnisse wir für das schönste Erzeugnis der germanischen Reckenzeit, für das Heldenlied haben, so weit gehen die einzelnen Formen auseinander und scheinen einer einheitlichen stilistischen Erfassung zu widerstreben. Dennoch lassen sich gewisse Grundzüge der Entwicklung festlegen, die für uns mehr als bloß geschichtlichen Wert haben. Denn sie zeugen von den inneren Möglichkeiten, worauf die ganze Gattung angelegt war, von dem inneren Reichtum ihres Wesens. Hans Naumann hat schon die Vermutung ausgesprochen, daß das altgermanische Preislied, von dem wir nur aus den Berichten der Historiker wissen, noch in Kurzzeilen ohne feste Verbindung, Verzahnung und Regelung der Verse einherschritt, die aber doch, wie Heusler betont, in Strophen (oder in freien Gebinden?) zusammengefaßt waren: Lieder geschichtlichen Inhalts, auf Zeitereignisse bezogen, wie sie spät noch an nordischen Höfen gesungen wurden. An Stelle dieser frei schweifenden oder durch den Lebenslauf eines Helden (auch wohl durch das Ereignis seines Todes) zusammengehaltenen Lieder hat dann das Germanentum zur Zeit der großen Wanderungen mit ihren immer wiederkehrenden „erfüllten Augenblicken" eine ganz neue, fast unvergleichbare Art der epischen Kleindichtung hervorgebracht, die wohl hier und da an gewisse Kunstgebilde anderer Völker erinnern oder ihnen äußerlich gleich sehen mag, ihrem innersten Gehalte und ihrer eigentlichen Kunstform nach aber so weit ihnen überlegen ist, wie das Märchen nordischer Herkunft dem gesamten volksmäßig-phantastischen Erzählschatze der Menschheit um das Mittelmeerbecken. Die große Erfindung, von der wir sprechen, ist eben das germanische Heldenlied: die knappe, eindrucksvoll verdichtete Darstellung eines einzelnen, entscheidenden, und zwar im Sinne echter „Reckenethik" entscheidenden Ereignisses, an dem die heldisch-tragische Seelenhaltung des nordischen Menschen dieser Zeit, vor allem in der sicheren Führung des Dialogs, ins Auge springt. Möglich, daß auch diese Lieder anfangs in Kurzzeilen und in freien, knappen Gebinden gesprochen wurden. Mit der Zeit aber hat sich im germanischen Süden (also vor allem bei den wandernden West- und Ostgermanen) eine andere Form herausgebildet: der Vortrag in einzelnen Langversen, deren Hälfte durch Stabung verschweißt und die unter-